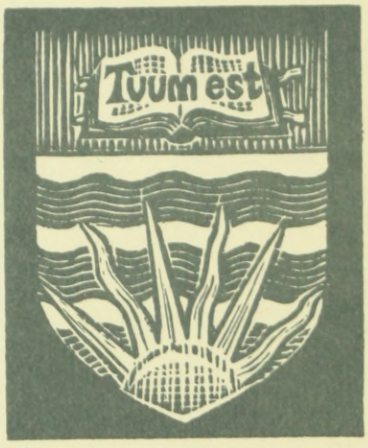
Rudolf Kittel

Die Universität Leipzig im Jahr der Revolution

STORAGE-ITEM
MAIN LIBRARY

LP9-R16B
U.B.C. LIBRARY

THE LIBRARY



THE UNIVERSITY OF
BRITISH COLUMBIA

Gift of

H. R. MacMillan

14.—

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of British Columbia Library

http://www.archive.org/details/dieuniversittl00kitt

Die Universität Leipzig im Jahr der Revolution 1918/19

Rektoratserinnerungen

von

Rudolf Kittel

1930

W. Kohlhammer in Stuttgart
C. L. Hirschfeld in Leipzig
Verlag

Die vor dem Titel abgebildete
Büste Rudolf Kittels
schuf der Bildhauer Willy Andreas in Leipzig
im Jahr 1926
Photographie von Genthe-Leipzig

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart

Vorbemerkung

Rudolf Kittel ist am 20. Oktober 1929 gestorben.

Das Manuskript der folgenden Darstellung der Vorgänge seines zweiten Leipziger Rektoratsjahres lag abgeschlossen auf seinem Schreibtisch. Er hatte es im letzten Sommer niedergeschrieben, zunächst nicht mit der Absicht einer Veröffentlichung, sondern für seine Kinder und Enkel sowie zugleich, um die Aufzeichnung für einen späteren Geschichtsschreiber der Universität Leipzig als Denkschrift zu den Akten zu geben. Sowohl vom letzten Rektor der Universität Leipzig als auch von mehreren Kollegen und Freunden, die das Manuskript lasen, wurde ihm die Drucklegung nahe gelegt. Er konnte sich nur schwer dazu entschließen, ihr bei seinen Lebzeiten zuzustimmen, weil er sich scheute, eine Darstellung, bei der so stark seine eigene Person im Vordergrund stand, der breiten Öffentlichkeit vorzulegen. Noch in den letzten Briefen, die er schrieb, hat ihn die Frage bewegt, ob die Drucklegung nicht, so lange er lebe, unterbleiben solle. Nun er nicht mehr unter den Lebenden weilt, ist jeder Grund, sie zu unterlassen, hinfällig.

Ein Tagebuch im eigentlichen Sinn hat der Verstorbene nie geführt. Wohl aber hat er ein paarmal im Lauf jenes Jahres die erlebten Vorgänge niedergeschrieben, vor allem in einer, auf ein paar Blättern hingeworfenen Auf-

zeichnung vom 7./8. Dezember 1918 die Ereigniſſe, die der Neuwahl des Rektors vorangingen. Dieſe Aufzeichnungen ſind von ihm großenteils wörtlich in die Darſtellung aufgenommen. Für die Schilderungen auf den Seiten 6 ff. und 9 ff. ſind einige von ihm in jenen Tagen an einen ſeiner Söhne geſchriebene Briefe verwendet worden. Ferner ſtützt ſich durch das ganze Buch hin der Bericht vielfach auf die Akten des Akademiſchen Senats der Univerſität Leipzig, der ſeine ausdrückliche Zuſtimmung zu der Veröffentlichung erteilt hat.

*

Ende des ersten Rektoratsjahres

Die Universität Leipzig pflegt hergebrachtermaßen den Beginn ihres Rektoratsjahres am 31. Oktober, dem Tag der Reformation, zu begehen. Das Amt des Rektors, mit dem manche Ehre verbunden ist, gilt in ruhigen Zeiten als begehrenswert. Nicht nur hebt es seinen Träger unbedingt über die Kollegen hinaus und versieht ihn mit reichen Vollmachten. Es bringt ihn auch nach langen Zeiten stillen Gelehrtenlebens für ein Jahr in den abwechslungsreichen Verkehr mit Behörden und verwandten Korporationen und mit manchen dem Professor sonst fernstehenden Pflichten und Freuden der Repräsentation. Auf mich fiel im letzten Kriegsjahr 1917/18 die Wahl meiner Kollegen. Ich hatte aus Familiengründen die letzten Jahre vollkommen zurückgezogen gelebt und stand schon im 65. Lebensjahre. So sah ich nicht ohne Bedenken dem Ausfall der Wahl entgegen. Nicht weil die üblichen Reize des Rektoramtes mit dem fortschreitenden Krieg und den überhandnehmenden Schwierigkeiten in Verkehr und Lebenshaltung immer mehr geschwunden waren: ich hatte jene Reize schon 1896/97 als Breslauer Rektor zur Genüge gekostet. Wohl aber weil die Verhältnisse mit dem Fortgang des Krieges sich immer schwieriger gestaltet hatten und weil ich nicht wußte, ob dem, was noch kommen konnte und was ich mit steigender Klarheit zu ahnen

begann, meine Kraft gewachsen sein würde. Dem Zureden von Freunden folgend nahm ich die Wahl an.

Es fehlte schon in diesem Jahre nicht an schwierigen Aufgaben und kritischen Lagen. Vor allem machte die Ernährungs- und die Wohnungsfrage immer größere Schwierigkeit. Das Problem der sozialen Fürsorge für die akademische Jugend trat jetzt zum erstenmal ernstlich in den Gesichtskreis der Universität. Die Not der Zeit lehrte es uns jetzt recht erkennen, während die Universität sich bisher wesentlich auf ihre Aufgabe als Unterrichtsanstalt beschränkt hatte.

Als ich am 31. Oktober 1918 das Amt in die Hände meines Nachfolgers, des Professors der Mathematik Otto Hölder, legte, war bereits das Ende des Krieges in naher Aussicht. Freilich in ganz anderer Weise, als die überwiegende Mehrheit der Volksgenossen zuversichtlich geglaubt und wir alle sehnlich erhofft hatten. Deutschland lag, wenn auch unbesiegt, am Boden. Die Universität hatte fast 1400 ihrer Söhne und Glieder auf dem Felde der Ehre gelassen. Ein unerhört drückender Friede stand in Aussicht. So konnte ich meinem Nachfolger die Worte zum Geleite mitgeben, das kommende Jahr werde voraussichtlich für das Vaterland und die Leipziger Universität ein Schicksalsjahr werden. Die Befürchtung hat sich in weit umfangreicherem Maße bestätigt, als irgend ein Mensch damals denken konnte.

Der militärische Zusammenbruch

Noch während meines ersten Rektorats erhielt ich am 8. Oktober 1918 eine niederschmetternde Botschaft. Sie war für mich um so drückender, als ich zur strengsten Ver-

schwiegenheit verpflichtet war. Ich konnte also mit niemand meine Gedanken austauschen. Am Abend des 8. Oktober erschien bei mir mein Fachkollege, Professor Arthur Hjelt aus Helsingfors, der vor Jahren längere Zeit bei mir im Seminar gearbeitet hatte. Er ist der Bruder des bekannten finnischen Staatsmannes Hjelt, der damals als finnischer Gesandter in Berlin stand und dessen Beziehungen zur Berliner Regierung besonders eng waren, da in jenen Tagen der finnische Landtag einen deutschen Prinzen zum König von Finnland wählte. Hjelt berichtete mir unter dem Siegel strengsten Vertrauens, was seinem Bruder der Reichskanzler Prinz Max von Baden mitgeteilt hatte. Danach war Hindenburg zu einer Sitzung des Kabinetts nach Berlin gefahren und hatte dort mit aller Bestimmtheit erklärt, er könne die Front nicht mehr länger als 4 Wochen halten. Das war vor weniger als 8 Tagen, in den ersten Oktobertagen gewesen, vermutlich unter dem Eindruck des bulgarischen Zusammenbruchs, der zu Anfang Oktober stattfand. In den Tagen vom 10. Oktober an folgte dann bekanntlich der Zusammenbruch der Türkei und vom 15. an der Zerfall Österreichs. Ich konnte, ohne die zwei letztgenannten Ereignisse schon zu kennen, mir an den Fingern abzählen, daß uns höchstens noch drei Wochen Frist blieben. Die Folgerung daraus war leicht zu ziehen: wir mußten jede Bedingung annehmen.

Dazu stimmte, was mir sonst zugetragen wurde. Ein Student berichtete mir im Rektorat, sein Vetter sei Kompagnieführer im Westen; wenn er etwas anordne, so rufen sie hinter ihm: „Halt' die Fresse, sonst hauen wir dir auf den Schädel!" Dasselbe meldete Hjelt (augenscheinlich nach Hindenburgs Angabe): Disziplin und Moral seien in starker Auflösung. Ein als Stabsoffizier im Felde stehender

Kollege hatte mir zur selben Zeit erzählt: ein kommandierender General habe sich geweigert, seine davonlaufenden Truppen zu strafen, mit der Begründung: wenn der Soldat kein Essen und keine Munition habe, könne er sich nicht schlagen.

Mir ging bei der Nachricht, die mir Hjelt brachte, im Zusammenhang mit dem, was ich sonst hörte, plötzlich die ganze Zukunft durch den Kopf. Ich erkannte, daß weiterer Widerstand Tollheit wäre. Aber was dann? Wie mußte der Friede ausfallen? Konnten bei einem schlechten Frieden Kaiser und Kronprinz sich halten? Ich sah im Geist die Hunderttausende von Soldaten zurückfluten, ohne Arbeit und ohne Geld. Schon jetzt waren da und dort Meutereien gemeldet. Es war kaum zu erwarten, daß es ohne die ernstesten Katastrophen abgehen werde. Aber ich mußte alle diese Gedanken in mir selbst verarbeiten, da mir der Mund aufs strengste verschlossen war.

Mehr als einmal hatte ich Gelegenheit, wenigstens durch Andeutungen der immer noch in manchen Kreisen meiner Kollegen überschäumenden Begeisterung und Siegeszuversicht einen Dämpfer aufzusetzen. Die Tatsachen durfte ich ja nicht kundtun. Aber ich durfte wenigstens meiner persönlichen Auffassung, daß die Dinge durchaus ernst stehen, Ausdruck geben. Vielleicht gelang es auf diese Weise, Einzelne auf das Kommende vorzubereiten.

Besonders schwer empfand ich meine Aufgabe bei einer in jenen Tagen zusammengerufenen allgemeinen Dozentenversammlung, die ich als Rektor zu leiten hatte. Es sollte über die allgemeine Lage und über die etwa von der Universität einzunehmende Haltung beraten werden. Es war begreiflicherweise da und dort etwas von der Wahrheit gerüchtweise durchgesickert. Die Berliner Regierung aber

befürchtete eine Panik im Lande und wahrscheinlich revolutionäre Rückschläge. So wurde durch Mittelsmänner, die eigens nach Berlin berufen waren, systematisch im ganzen Reiche die Nachricht verbreitet, die Gerüchte von Schritten der Heeresleitung zur Herbeiführung des Kriegsendes seien unwahr, es stehe alles ganz befriedigend. Einer dieser Abgesandten, ein früheres Glied der Universität, war auch nach Leipzig gekommen und der Widerhall seiner Botschaft wurde von einem oder zwei Herren in jene Dozentenversammlung getragen. Was sollte ich machen? Ich wußte die Wahrheit genau und war über jenes Manöver entrüstet, das, wenn auch gut gemeint, doch notwendig zu verhängnisvollen Rückschlägen führen mußte. Aber sagen durfte ich die Wahrheit nicht. Ich half mir damit, daß ich vor übertriebenem Optimismus warnte, weil ich nach wie vor den Eindruck nicht los werde, daß die Lage sehr ernst sei.

In einem Brief, den ich am 10. Oktober einem meiner Söhne schrieb, stehen die Sätze: „.....Es ist ja eine Schande, zu flennen, obwohl jetzt manchem die Tränen näher stehen als das Lachen. Ich bin für mich selbst ganz ruhig. Aber was wird die Zukunft unserer Kinder und Enkel sein? ... Verzeih die Expektoration. Trotz alledem wollen und müssen wir den Kopf hoch halten. Was Deutschlands Zukunft ist, wissen wir nicht — ich fürchte, nicht ohne unsere eigene Schuld, wir waren alle blind —, aber, „das Reich muß uns doch bleiben"! Sch. sah mich vor ziemlich langer Zeit mal scheel an, als ich sagte, ich urteile mit dem alttestamentlichen Propheten: „Gott ist größer als unser Herz, und Sein Reich größer als unseres." Jetzt denkt er vielleicht auch so."

Der politische Umsturz

Inzwischen hatte sich am Ende des alten und zu Beginn des neuen Rektorjahres die Lage immer kritischer gestaltet. Am 26. Oktober gab Ludendorff seine Entlassung und in den ersten Novembertagen trat der Zerfall immer deutlicher zutage. Da und dort weigerten sich die Truppen, ihren Dienst zu tun. Da und dort traten die Anzeichen der bevorstehenden und in aller Stille klug vorbereiteten Umwälzung in die Erscheinung. Am Freitag, den 8. November, brachte um 12 Uhr Kollege Partsch die Botschaft von der Straße mit, die Kaserne in Gohlis sei von Aufständischen besetzt. Um 1 Uhr hörte ich im Rektorat, es sei telephoniert, am Volkshaus werden alle elektrischen Straßenbahnen angehalten und von Soldaten durchsucht; alle Offiziere und Mannschaften müssen Waffen, Kokarden und Rangzeichen ablegen. Im Volkshaus sei das Hauptquartier der Unabhängigen. Wie auf dem Hinweg zum Kolleg um 11 Uhr, so bemerke ich auch auf dem Heimweg gegen ½2 Uhr, der mich über die Hauptpost führt, gar nichts. Ich blieb zu Hause bis 5 Uhr und ging dann zu meiner Seminarübung in die Universität. Unterwegs, vom Markt ab, sehe ich eine ungeheure Menge Menschen, alle Soldaten ohne Kokarde. Dies ist das einzig Auffallende. Ich kaufe die „Leipziger Volkszeitung" und eile weiter. Mein Hörsaal ist leer. Ich gehe ins Sprechzimmer zurück und lese mein Blatt und die andern Abendblätter mit kurzer Beschreibung des Handstreichs: 500 Matrosen und Soldaten hatten sich im Volkshaus versammelt und waren nach der Kaserne und dem Generalkommando gezogen.

Im Rektorat höre ich, wo meine Studenten sind: Soldaten waren in die Wandelhalle eingedrungen und hatten

um 5 Uhr einen Offizier, der aus dem Kolleg kam, zwingen wollen, seinen Säbel abzugeben. Er entzieht sich ihnen und rennt zur Wohnung des Kastellan Meisel im Erdgeschoß des Hauptgebäudes hinter dem ehemaligen Rentamt. Die beherzte Tochter des Kastellans läßt ihn ein und schlägt die Tür zu, so daß er durch den andern Eingang auf die Straße hinaus kann. Sie heischen Einlaß und bedrohen das Mädchen. So entsteht ein großer Auflauf; Vorlesung und Seminar sind vergessen. Im Hauptbahnhof sollen sie einen Offizier in ähnlicher Lage halb tot geschlagen haben. Der Rektor kam eben vom Kreishauptmann, den er um Rat gefragt hatte, was er tun solle. Er hatte die Antwort erhalten: „Ich weiß keinen Rat und kann Sie nicht schützen. Sollten die Leute zu mir kommen, ich würde ihnen ohne Widerstand die Tür öffnen." Auch der Stadtkommandant soll sich ihnen ergeben haben.

Nun mache ich mich auf den Heimweg durch die Grimmaische Straße bis zum Markt. Unendliche Menschenmenge, zahllose Soldaten, dazwischen immer einzelne mit Gewehr, Wachen und Patrouillen. Sie fordern die Leute auf, weiter zu gehen. Eine Dame fragt einen: „Was machen Sie nur?" — Er: „Ich habe 4 Jahre draußen gestanden und alles ertragen. Nun kam ich in Urlaub und sah die Schweinerei zu Hause und wie meine Frau hungert und sich plagen muß — nun hab' ichs satt." Ich gehe zurück bis zur Goethestraße, sehe, wie einer an der Haltestelle einem Offizier, der aussteigt, die Achselstücke wegschneidet. Der läßt es ruhig geschehen. Im Hauptbahnhof ist die große Treppe ganz mit Soldaten besetzt, die nur durchlassen, wer eine Fahrkarte hat. Dann wird die Halle geleert und nur Soldaten eingelassen: es soll eine Rede gehalten werden. Ich rede mit einigen besser aussehenden Soldaten.

„Wo essen Sie?" — „In der Kaserne!" — „Ist denn da Ordnung?" — „Jawohl, was man so heißt: man hat sein Essen." — „Wo sind die Offiziere?" — „Zu Hause, sie dürfen nicht zur Straße, außer in Zivil." — „Wie soll das weitergehen?" — „Wissen wir nicht." Ich beende das Gespräch mit der Bemerkung: „Das nennt man Hexensabbath", worauf sie einstimmig rufen: „Stimmt!"

Am Sonnabend den 9. November früh erscheinen die „Leipziger Neuesten Nachrichten" nicht, weil konfisziert. Das „Tageblatt" kommt heraus und bringt die Mitteilung des neugebildeten Arbeiter- und Soldatenrates, daß die Gewalt auf ihn übergegangen sei und die Generale kapituliert haben. Im Rosentalkasino, zunächst meiner Wohnung, liegt eine Abteilung, die aus Berlin gerufen wurde, angeblich zum Schutz der Stadt. Sie soll auf dem Bahnhof den Hauptmann entwaffnet haben und zu den Aufständischen übergegangen sein. Meine Putzfrau erzählt, ihr Mann sei als Wache vor der Post gestanden. Da kommt einer und will ihm den Adler vom Helm reißen. Er kann es nicht hindern, will aber auch die Schändung seines Helmes nicht dulden, so schreit er ihn an: „Du Rindvieh, nimm lieber den ganzen Helm!" — „Hast recht."

Nun folgten die Dinge Schlag auf Schlag: die Abdankung des Kaisers, die Ausdehnung der Bewegung aufs ganze Reich und die Entthronung der Fürsten.

In Leipzig hatten sich die bürgerlichen Elemente, sobald sie sich von der ersten Überraschung erholt hatten, zusammengetan und hatten eine mit einer Menge von Unterschriften bedeckte Vorstellung an die neuen Gewalthaber eingereicht. Darin war zum Ausdruck gebracht, daß sie sich auf den Boden der Tatsachen stellen, daß sie aber for-

dern müßten, daß die Verwaltung des Staatswesens nicht einseitig von einer einzelnen Gruppe geführt werde, sondern daß allen Gruppen und Ständen der Bevölkerung Anteil an ihr gewährt werde. Ähnliches hatten die Studenten in einer Versammlung in der Universität gefordert. Dort hatte zwar der Student Eugen Ortner zunächst erklärt, daß er die Revolution begrüße. Er habe sie sehnlich herbeigewünscht und erhoffe von ihr alles Gute. Aber die Versammlung hatte dann doch eine Resolution ganz ähnlicher Art wie jene Erklärung der bürgerlichen Kreise beschlossen.

Die Antwort blieb nicht aus. Auf jene Zuschrift erwiderte der Arbeiter- und Soldatenrat, die Revolution sei das Werk der arbeitenden Klasse, daher habe sie auch bis auf weiteres die Geschäfte der neuen Ordnung der Dinge zu verwalten. Doch schien den neuen Machthabern diese kurze Erklärung selbst nicht ganz auszureichen. So wurde auf den 17. November von ihnen eine Versammlung nach dem Rathaus mit einem Vortrag über die Lage und anschließender Aussprache anberaumt. Auch mir war eine Einladung zugegangen. Die Versammlung fand nachmittags 5 Uhr im Sitzungssaal der Stadtverordneten am Naschmarkt statt und mochte bis gegen 8 Uhr dauern. Es möchten 3—400 Eingeladene zugegen gewesen sein. Alles, was in Leipzig an Geld, Stellung und Intelligenz etwas zu bedeuten hatte, war vertreten: Großindustrie, Großhandel, Gelehrte und Künstler. Als erster Redner trat Hauptmann Kell auf, im Frieden Großindustrieller. Er hatte sich zeitig in den Dienst des Arbeiter- und Soldatenrates gestellt und war Platzhauptmann. Er berichtete, wie es im Generalkommando zuging, redete dann über die Ursachen der Katastrophen: zu starke Diszi-

plinargewalt oft junger und wenig disziplinierter Offiziere über alte Familienväter, im Lande das Gebahren der Kriegsgesellschaften u. dgl. Er stellte sich ganz auf den Boden des Arbeiter- und Soldatenrates und erklärte, um uns gleich zu Anfang über den Ernst der Lage nicht im Zweifel zu lassen: wir hätten wohl keine Ahnung davon, wieviel tausend Gewehre und wieviel hunderttausend scharfe Patronen in Leipzig bereit liegen, um jedem Versuch des Widerstands entgegen zu treten. Auch wäre es ein Kleines, die vornehmen Quartiere der Stadt in wenig Viertelstunden in Trümmerhaufen zu verwandeln. Er hoffe um unserer Einsicht willen, daß es dazu nicht komme, möchte aber nicht zum zweiten Male mit anhören, was er jüngst in der Straßenbahn gehört habe, aber hier nicht wiedergeben könne. Eine Wiederholung könnte übel bekommen (Zwischenrufe: „Totschießen?!"). Er bitte uns, mitzuarbeiten zum Heile des Ganzen.

Dann trat der stellvertretende Vorsitzende des Arbeiter- und Soldatenrates Seger zur Hauptrede auf. Er sprach kulant und gemäßigt in der Form und viel geschickter. Erst kam eine lange und schulmeisterliche Abhandlung über geschichtliche Notwendigkeiten und eherne Weltgesetze in ganz Marxischer Doktrin und ziemlich akademisch. Dann verbreitete er sich über die Gegenwart und die Lage: es hätten sich viele bürgerliche Elemente zur Mitarbeit angeboten, aber Voraussetzung sei natürlich der Standpunkt des Sozialismus (Zwischenrufe: „Oho!" „Freiheit!"). Die sozialistische Gesellschaftsordnung müsse doch erst „fundiert" sein, dann erst könne volle Freiheit kommen. Bis dahin müsse ein gewisser Zwang herrschen. Dann folgte ein großes Loblied auf den Bolschewismus, den man in Deutschland gar nicht kenne. Er kenne Lenin und Trotzki

persönlich. Das seien edle, für das Ganze sich opfernde Männer. Dann ein Loblied auf die Zukunft: nun kommen Gleichheit, Menschenwürde, Abschaffung der Knechtschaft und des Unrechts und eine große, schöne Zukunft der deutschen Republik.

In der nun anschließenden Debatte wurde Seger scharf zugesetzt. Es sprachen u. a. Professor Seeliger, Reichsgerichtsrat Neukamp und Dr. Wildhagen. Die Herrschaft der einen Klasse sei Terror, nicht Demokratie, Gewalt, nicht Freiheit. Warum keine Nationalversammlung einberufen werde? Warum der Umsturz gerade im Moment des Waffenstillstands herbeigeführt worden sei? Wie bei der Enteignung Handel und Industrie bestehen sollen? Seger gab ausweichende und beruhigende Antwort, aber geschickt und freundlich. Gewalt soll nur gegen Gewalt angewandt werden. Die Bewaffnung der Stadt diene nur zum Schutz gegen eine etwaige Gegenrevolution, auch werde man nicht gleich totgeschossen. Die Enteignung werde ganz langsam in die Wege geleitet und sei nur das letzte Ziel. Auch sollen wir froh sein, daß die Revolution jetzt in dieser Form gekommen sei: später, wenn die Soldaten zurückgeflutet seien, wäre sie doch gekommen und dann mit Plünderung und Elend. Auch hätten wir allen Grund, der Leitung dankbar zu sein: es habe größte Mühe gekostet, die erbitterten Massen von der Plünderung der vornehmen Quartiere abzuhalten. Seger brachte auch die 80 000 Seeleute, die von den Offizieren geopfert werden sollten. Die Mitteilung von einer Übung in der Themsemündung sei ein offiziöser Beschwichtigungsversuch: wer im Krieg an eine Übung dort glaube? Von besonderem Interesse war schließlich noch, daß Seger auf die Bemerkung: das Hissen der roten Fahne auf der feindlichen Flotte sei doch offenkundig ein

grober Schwindel, im Bruſtton der Überzeugung erklärte: Die Nachricht ſei vollkommen richtig, er wiſſe das ganz genau.

Daß dieſe Verſammlung, über die übrigens, ſoweit mir bekannt wurde, die Zeitungen kein Wort bringen durften, uns Teilnehmer nicht gerade mit großer Zuverſicht für die Zukunft erfüllte, läßt ſich denken. Die Gegenſätze waren ſcharf aufeinandergeplatzt, und man ſah, daß die Gewalthaber zum äußerſten entſchloſſen waren. Die Dinge im Reich und zum Teil auch in Sachſen nahmen vielfach eine ganz andere Wendung, als die eigentlichen Macher der Revolution ſich gedacht hatten. Der Name Ebert wurde in der „Leipziger Volkszeitung", dem Organ des hieſigen Arbeiter- und Soldatenrates, bald zu einer Art von Schimpfwort, gleichbedeutend mit Feigheit, Halbheit, Schwätzer und Gegenrevolutionär. In Leipzig ſelbſt war man jeden Tag auf Straßenkämpfe gefaßt. In meinen Aufzeichnungen findet ſich unter dem 17. November die Notiz: „Hier gärt es mächtig, und ich ſoll mich gar nicht wundern, wenn wir in 8 oder 14 Tagen hier den regelrechten Bürgerkrieg haben. Denn die „Leipziger Volkszeitung", das Amtsblatt des Arbeiter- und Soldatenrats, hetzt ganz unerhört gegen Ebert und die um ihn. Heute Überſchrift: „Die Berliner Regierung auf dem Weg zur Gegenrevolution". Sie ſcheinen hier ganz im Sinn der Pariſer Commune von 1871 zu arbeiten: keine Staatsordnung, keine Nationalverſammlung, Diktatur Weniger und Auflöſung der Geſellſchaft in kleine Gruppen. In den Kliniken werden den Verwundeten Aufklärungsvorträge in dieſem Sinn gehalten. Wenn Ebert ſichs gefallen läßt, iſt er bald verloren."

Dies war vor der vorhin beschriebenen Versammlung. Am Tag nach ihr finde ich folgende Aufzeichnung: „Die Unabhängigen der Farbe Lipinski-Geyer, die sich wohl ganz wenig von Liebknecht und den Spartakusleuten unterscheiden (vielleicht mit ihnen identisch sind, denn sie nennen sich mit Stolz Bolschewisten), und besonders die „Leipziger Volkszeitung" wollen es augenscheinlich aufs äußerste ankommen lassen. Ich kann mir denken, daß eines Tages Ebert irgend einem General Befehl geben könnte, mit 100 000 Mann nach Sachsen zu marschieren und Ordnung zu schaffen."

Die rote Fahne

Wir in der Universität hatten uns im ganzen nicht zu beklagen. Seit jenem Hergang am 8. November waren wir unbehelligt, außer, daß der Arbeiter- und Soldatenrat von den 20 000 Verwundeten, die allein nach Leipzig kamen (zunächst nur aus dem Westen), uns 1500 zugewiesen hatte, so daß die Vorlesungen wieder wie 1916 in die Seminarräume verlegt werden mußten. Die Studenten gründeten einen „Kulturbund", der sich für politisch neutral erklärte und jedem Studenten die Stellung zur Revolution anheim gab, sich aber doch, wie schon berichtet, für die Beteiligung aller an den Geschäften aussprach. Sie wählten außerdem einen Studentenrat, der aber von diesem Namen wenig Gebrauch machte und sich lieber „Vertretungsausschuß" nannte. Im übrigen gingen die Dinge ihren geregelten Gang.

Da kam die Rückkehr der Truppen und mit ihr das Bedürfnis, sie würdig zu empfangen. Der Arbeiter- und

Soldatenrat brachte am 22. November einen Erlaß heraus, den es sich lohnt, wörtlich wiederzugeben. Er lautet:

„Bei der Rückkehr unserer Volksgenossen aus dem Felde ersuchen wir die Bevölkerung, die Häuser durch Flaggen zu schmücken. Dabei sind besonders rote Fahnen zu benützen. Öffentliche Gebäude sind nur mit roten Fahnen zu schmücken. Sollten mangels roten Fahnentuches die Fahnen der sächsischen, deutschen und Leipziger Farben Verwendung finden, wird gebeten, diese Fahnen mit roten Schleifen zeitgemäß zu kennzeichnen."

Man wird, wenn man diese merkwürdige Verlautbarung liest, die für einen amtlichen Erlaß an Unbestimmtheit und Ungeschicklichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, sich über die verhängnisvollen Folgen, die er nach sich zog, nicht wundern. Das Reichsgericht und die Reichspost, obwohl sie doch vom Reich ihre Befehle empfingen, hißten die rote Flagge. Der Rektor zögerte und holte sich bei mir und anderen Kollegen Rat, ob er etwa, da er nicht im Besitz einer roten Flagge sei, beim Arbeiter- und Soldatenrat anfragen solle, wie er sich unter diesen Umständen zu verhalten habe. Ich mahnte aufs dringendste ab und riet, gar nichts zu tun und alles an sich herankommen zu lassen. Er hielt es aber für sicherer, die Meinung eines gewiegten Juristen einzuholen, und erhielt vom Syndikus des Senats den Bescheid, er möge den Arbeiter- und Soldatenrat fragen, dann sei er der Verantwortung enthoben. Die Frage erfolgte in seinem Auftrag durch die Kanzlei, und die prompte Antwort war: Fahnentuch sei genug vorhanden, man werde die Fahne liefern. Nach kurzer Zeit war die Fahne da*). Das Rentamt, dem sie überbracht

*) An welchem Tage die Umfrage des Rektors bei Kollegen und die Anfrage beim Arbeiter- und Soldatenrat erfolgte, läßt sich nicht

wurde, weigerte sich als nicht zuständig, sie aufzuziehen und berichtete an den Rektor. Dieser selbst war durch seine Frage gebunden und mußte wohl oder übel, trotz anfänglicher Weigerung, das Aufziehen wenigstens vorläufig gestatten. Dies war am 26. November.

Die Entrüstung der Studenten und Professoren war allgemein. Aber was geschehen war, war schwer rückgängig zu machen. Noch am selben Tage ging seitens der Studenten das folgende, mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Schreiben ein:

„An den Senat der Universität Leipzig!

Seit heute vormittag weht auf der Universität die rote Flagge. Die Leipziger Studentenschaft hat dem Einzelnen die Stellung zur Revolution überlassen. Wir können aber die rote Fahne nicht als Symbol für das deutsche Volk gelten lassen: die Flagge Deutschlands ist noch immer die schwarz-weiß-rote. Wir wollen unsere heimkehrenden Kameraden aus dem Felde begrüßen. Sie haben gegen einen übermächtigen Feind gerungen: wir müssen es ablehnen, sie mit Farben zu begrüßen, die auch Farben des Feindes sind. Die rote Flagge ist international. Wir aber wollen Deutsche begrüßen. Wir bitten daher den Senat, die internationale Fahne noch heute zu entfernen. Es besteht kein Befehl, wonach die rote Flagge zu hissen ist. Wir legen Verwahrung ein gegen diese Vergewaltigung der Freiheit! Den öffentlichen Gebäuden ist nur für den Fall, daß sie Fahnen zur Begrüßung heraushängen wollen,

mehr genau feststellen. Da der 24. ein Sonntag war, wird die erste am 22. und 23., die zweite am 25. anzusetzen sein. Jedenfalls erschien noch am 25. eine erste Abordnung des Arbeiter- und Soldatenrats mit roten Fahnen, die der Rektor unter Berufung auf das Ministerium abwies.

die rote Fahne zur Pflicht gemacht. Unter solchen Umständen verzichten wir auf eine Begrüßung durch Flaggenschmuck. Die deutsche Fahne oder keine!

Wir bitten den Senat, die rote Fahne zu entfernen und, wenn sie durch Gewalt wieder gehißt werden sollte, nur dieser zu weichen!"

Dieser Protest der Studentenschaft veranlaßte den Rektor, noch am selben 26. November in einem Schreiben an den Arbeiter- und Soldatenrat diesen zu ersuchen, die Fahne wieder entfernen zu lassen. Da dem keine Folge gegeben wurde, teilte er am 27. der Studentenschaft durch Anschlag am schwarzen Brett das Hissen der roten Fahne und sein Ersuchen um deren Entfernung mit.

Aber die Studentenschaft gab sich damit nicht zufrieden. Der folgende Anschlag ließ das Kommende ahnen:

„Kommilitonen!

Die Wissenschaft untersteht nicht der Partei! Rot ist aber Parteifarbe! Also nieder mit der roten Fahne auf der Universität! Einst komme ihr Feuer über die, die sie hissen halfen! Jeder suche einen Gleichgesinnten! Gleichgesinnte schart Euch! Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre! Betretet die Universität nicht, solange die rote Fahne auf ihr weht!"

In der Frühe des 28. November war die rote Fahne von der Universität verschwunden. Was geschehen war, kündete der nachfolgende, am schwarzen Brett der Universität angeschlagene Aufruf „mehrerer feldgrauer Studenten":

„Kommilitonen! Kameraden!

Die roten Fahnen wehen nicht mehr auf unserer geliebten Alma mater! Wir haben sie heute nacht heruntergeholt nach einer eleganten Kletterei über

die Dächer. Seht darin keinen unbesonnenen Versuch, keinen törichten Studentenstreich! Unsere akademische Freiheit war in Gefahr, mit Füßen getreten zu werden; diese Hallen, die der freien Lehr- und Lerntätigkeit gewidmet sind, sollten durch dogmatischen Zwang beeinflußt werden! — Wir, die wir aus dem Felde kommen, sehen mit tiefer Scham und wehem Herzen, wie in dieser schwersten und heiligsten Stunde unser Volk nicht die Kraft findet, nach innen und außen geschlossen aufzutreten. Wofür haben wir gekämpft und gelitten, wofür sind unsere liebsten Freunde gefallen? Weshalb gibt es jetzt plötzlich so viele, welche die Weihe jener Augusttage von 1914 vergessen haben? Und doch hoffen wir, daß es unter der deutschen Studentenschaft Männer und Frauen gibt, die den Mut haben, ihr Volk und Vaterland mit jener heißen und heiligen Glut zu lieben, die den wahren Deutschen von jeher ausgezeichnet hat. Wir staunen über die Zerrissenheit der Wahlmanipulationen. Kämpft mit ehrlichen Waffen! Laßt einmal alles Kleinliche fallen und rafft Euch auf zu der ehernen Größe, die diese Stunde heischt! Es ist jetzt nicht Zeit zum egoistischen Fischen im Trüben, zum Schelten auf das, was am alten System morsch war; — es gilt mitzuarbeiten in tätiger Kraft und glühender Liebe an dem Aufbau eines neuen Staatsganzen!

Daß alles so kommen mußte! Gewiß hat die gegenwärtige Regierung das anzuerkennende Verdienst, diesem unheilvollen Ringen, dessen tragische Notwendigkeit lastend auf uns lag, ein Ende gemacht zu haben. Aber was mag nun noch alles kommen, wenn wir nicht einig zusammenhalten! Es ist schmachvoll, wie man von seiten unserer Gegner mit dem deutschen Heer, das unbesiegt einer Welt von Feinden gegenüberstand, jetzt umgeht! Aber wir haben diese Behandlungsweise selbst verschuldet durch un-

sere unentschlossene Haltung. Sorgen wir dafür, daß es in Bälde besser wird!

Wir haben draußen die Notwendigkeit tiefgreifender sozialer Reformen eingesehen, wir achten jedes Glied unseres Volkes, wenn es nur mitarbeitet in Aufopferung und Achtung des Nächsten! Aber ein Volk wie das deutsche darf nicht zugrunde gehen! Wir brauchen keine Diktatoren irgendwelcher Richtung, sondern freie Selbstbestimmung aller Klassen unseres Volksganzen. Der Klassengeist muß schwinden und einem ethischen Sozialismus Platz machen. Aber unser nationales Gefühl dürfen wir nicht aufgeben; denn wie sich der Feind zu unseren Verbrüderungsversuchen stellt, weiß jeder, der den Rückmarsch durch Belgien mitgemacht hat oder sich durch den Balkan durchschlagen mußte.

Als Studenten müssen wir die Interessen unseres akademischen Lebens wahren und uns ständig der hehren kulturellen Aufgaben bewußt bleiben, die uns in diesem Krieg erwuchsen. Wollen wir einmal die Führer unseres Volkes werden, dann darf unser Wille und unsere Kraft jetzt, wo es gilt, nicht versagen! Streiten wir uns weniger, aber handeln wir! Einmütig und entschlossen, entgegenkommend und warmherzig! Seien wir stolz auf uns und unsere Güter, für die wir gekämpft haben!

„Kraftvoll und treu!" sei unser Wahlspruch.

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

Mehrere feldgraue Studenten."

Der Jubel in der Universität bei Professoren und Studenten kannte keine Grenzen. Ihm entsprach auf der anderen Seite die Entrüstung. Der Rektor ließ nun, durch einen Wunsch seiner Fakultät veranlaßt, am mittleren Maste die der Universität im Jahre 1909 verliehene eigene

Universitätsfahne aufziehen. Er hat diese Tatsache dem Ministerium in einem Berichte gemeldet, berichtet dann weiter, daß kurz darauf 6—8 Soldaten, zum Teil bewaffnete, in der Universität erschienen, nach dem Universitätsrat fragten und das Wiederaufziehen der roten Fahne verlangten. Er begegnete ihnen in der Vorhalle und verhandelte selbst mit ihnen. Er berief sich darauf, daß die Universität unter dem Kultusministerium stehe und erklärte, nur auf Grund eines schriftlichen Befehls des Kultusministeriums könnten die roten Fahnen gehißt werden. Der Sprecher erklärte, dies melden zu wollen. Doch blieb der Arbeiter- und Soldatenrat auf seinem Willen. Ein telephonisches Gespräch mit diesem überzeugte den Rektor, daß der Befehl von dessen Vorsitzenden Seger ausging *). So blieb ihm, wie er der Studentenschaft durch Anschlag am 29. November mitteilte,

> „vorläufig nichts übrig, als daß wir der Gewalt weichen. Widerstand würde nur üble Folgen für die Universität haben ... Ich bitte die Studentenschaft, nichts zu unternehmen."

Am 30. November teilte der Rektor dann noch am schwarzen Brett mit, daß er nach einer Besprechung mit einem Vertreter des Ministeriums die Universitätsfahne habe wieder einziehen lassen, aber hoffe, auf dem Weg der Verhandlung von der roten Fahne frei zu werden.

*) So nach den Akten. Nach der persönlichen Erinnerung von Professor Hölder wären schon in der Frühe des 28. zwei Abgesandte des Arbeiter- und Soldatenrats bei ihm erschienen, die auf die schweren Folgen des Geschehenen für die Universität aufmerksam machten, worauf er nach anfänglichem Sträuben seine Zustimmung gab. Eine Stunde später spielte sich dann der Vorgang in der Universität ab.

Indessen waren die Studenten entschlossen, den Ausgang der Verhandlungen nicht abzuwarten. Sie beriefen eine Versammlung in die Wandelhalle der Universität, um über die neugeschaffene Lage zu beraten. Auf die Frage des Vorsitzenden Landahl, was nun, nachdem dieses der Universität fremde Symbol ihr zum zweitenmal aufgezwungen sei, geschehen solle, erscholl von der überwiegenden Mehrheit her die stürmische Forderung, sie müsse aufs neue entfernt werden. Immerhin hatte sich, zuletzt noch unmittelbar vor der Versammlung, im Namen einer bescheidenen Minderheit der Student B., Mitglied des Ausschusses und als verdienter Leiter des Studentischen Mittagstisches allen Kommilitonen wohl bekannt, mit Entschiedenheit gegen diese Maßnahme ausgesprochen. Er riet dringend, unter Hinweis auf die große Erbitterung im Arbeiter- und Soldatenrat, von einer Wiederholung der jüngst vollzogenen Demonstration ab. Es sei zu fürchten, daß sie blutige Folgen nach sich ziehen könnte. Doch ergab sich nach einigem Hin und Her erneut, daß die Stimmung der erdrückenden Mehrheit für die gewaltsame Beseitigung war. Indem der Vorsitzende dieses Ergebnis feststellt, stürzen gleichzeitig ein halbes Dutzend Studenten aus der Wandelhalle durch den Leibnizhof nach dem Wundtschen psychologischen Institut, klettern von hier durch die Fenster zum Dach heraus und gelangen so zur Plattform des Hauptgebäudes. Sie bemächtigen sich hier der roten Fahne und bringen sie im Triumph der in der Wandelhalle erwartungsvoll harrenden Menge. Im selben Augenblick mit der Abstimmung erscheint aber auch in der Wandelhalle eine bewaffnete Abordnung des Arbeiter- und Soldatenrats, die den Auftrag hat, den Vorsitzenden der Versammlung, Stud. Landahl, zu verhaften. Es ent-

steht ein Tumult, doch bleibt Stud. Landahl nichts übrig, als sich der Gewalt zu fügen. Aber indem die Bewaffneten Landahl in ihre Mitte nehmen und sich anschicken, ihn abzuführen, tritt der zweite Vorsitzende des Vertretungsausschusses, Stud. Meyer, an die Stelle Landahls und kommandiert — es sind fast lauter gediente Soldaten, zum großen Teil Offiziere — mit lauter Stimme: „In Reihen zu vier aufmarschieren! Wir ziehen mit!" Im Augenblick ist der Zug formiert und so geben die versammelten Kommilitonen ihrem verhafteten Genossen das Geleit durch die Schillerstraße und über die Promenade zum Polizeiamt in der Wächterstraße. Hier angelangt erklären die Führer des Zugs — auch Meyer und zwei andere Studenten waren inzwischen verhaftet worden —, wenn die Verhafteten nicht binnen kurzem freigegeben seien, so werde das Polizeiamt gestürmt. In der Tat erklärte man oben, um Blutvergießen zu vermeiden, wolle man die Verhafteten wieder entlassen, behalte sich aber weitere Maßregeln vor. Im Triumph werden die Freigelassenen nach der Universität zurückgeleitet. Im Universitätshof löst sich der Zug nach einem Hoch auf das deutsche Vaterland auf.

Natürlich lag auf aller Munde die Frage, wie sich das plötzliche Erscheinen der Organe des Arbeiter- und Soldatenrats in der Versammlung erkläre. Der Verdacht lag nahe, daß ein Zusammenhang zwischen ihrem Auftauchen und dem Stud. B. bestehe, da schon während der Versammlung selbst ein Student die Mitteilung gemacht hatte, daß von der „Großen Feuerkugel" aus (einem bekannten Bierlokal in der Universitätsstraße) der Arbeiter- und Soldatenrat über die Versammlung verständigt und B. am Telephon gesehen worden sei. Die Studentenschaft

war darüber einig, daß nur e r der Verräter sein könne. Doch bestritt B. mit großer Entschiedenheit jede Schuld.

Der Rektor und die Studenten

Die Studentenschaft hatte den Rektor von der Einberufung ihrer Versammlung benachrichtigt und um sein Erscheinen gebeten. Er soll es nach ihrer späteren Angabe zugesagt haben, scheint sich aber etwas verspätet zu haben. Vielleicht zögerte er auch um der möglichen unangenehmen Folgen für die Universität willen, der Versammlung beizuwohnen. Da er bei Beginn der Versammlung noch nicht anwesend war, wurde ein Student abgesandt, der ihn herbitten sollte. Er traf ihn nicht zu Hause, erreichte ihn aber dann und die beiden gingen zusammen in der Richtung nach der Universität. Am Königsplatz angelangt, sahen sie nach Angabe des Studenten, wie die rote Fahne auf der Plattform der Universität sich senkte. Sie gingen trotzdem weiter, fanden aber in der Universität schon alles in voller Auflösung. Der Rektor versuchte einige Worte der Mißbilligung dieses Aktes der Selbsthilfe zu sprechen, fand jedoch kein Gehör, da sich alles um die Verhafteten scharte! So erklärt sich vermutlich auch die unter den Studenten fast allgemein verbreitete Annahme, er sei gar nicht erschienen, sondern am Königsplatz wieder umgekehrt. Die allermeisten erfuhren seine Anwesenheit gar nicht.

Ich konnte in diesem Verhalten Professor Hölders nichts erblicken, was die schwere Gereiztheit der Studentenschaft gegen ihn gerechtfertigt hätte, und kann es heute noch nicht. Niemand kann sagen, wie er selbst im betreffenden Fall gehandelt hätte. Aber der Rektor der Universität konnte

eigentlich, so wie die Dinge lagen, wenn er einmal zugegen war, kaum etwas anderes tun, als daß er vor unbesonnenen Schritten um der weitgreifenden Folgen willen warnte. Sah er voraus, daß die Warnung erfolglos sein werde, so wäre auch sein vollständiges Fernbleiben, selbst wenn er erst zu kommen beabsichtigte, durchaus verständlich gewesen. Bei der hohen Verantwortung für die ganze Universität, deren der Rektor sich doch immer bewußt sein muß, hätte auch ich vermutlich, wenn ich in diese Lage gekommen wäre, den Studenten gegenüber gedacht oder vielleicht geradezu vertraulich gesagt: „Wenn es durchaus geschehen soll, so macht ihr es besser ohne mich." Objektiv angesehen, muß ich auch heute unter allen Umständen sagen: es war besser, daß der Akt ohne den Rektor als in seiner Anwesenheit sich vollzog. Seine Festnahme hätte vermutlich viel schwerere Folgen nach sich gezogen, als die eines oder zweier Studenten.

Wir werden an anderer Stelle sehen, daß gerade das Nichterscheinen des Rektors in jener Versammlung den eigentlichen Anlaß zu seinem Sturz am Abend des 30. November gab. Je mehr ich mir diese Angelegenheit und besonders den Verlauf jener Dozentenversammlung überlegte, desto mehr kam ich zu dem Ergebnis, wie ungerecht im Grunde die Vorwürfe waren, die dort Professor Hölder gemacht wurden, und wie unnötig es darum war, daß die Kollegen aus diesem Grunde sein Anerbieten des Rücktritts ohne weiteres annahmen. Wahrscheinlich ging es der Mehrheit wie mir. Ich selbst hatte von dem, was in jener Studentenversammlung und um sie herum vorging, damals gar keine Kenntnis über das hinaus, was die sofort zu erwähnende Studentendeputation mir in den gröbsten Umrissen mitteilte. Was ich über den Verlauf

vorhin erzählte, stammt zum guten Teil aus späteren Mitteilungen von Teilnehmern. Hätte ich genaue Kenntnis und Zeit zu hinreichender Überlegung gehabt, so hätte ich ohne Zweifel in der Dozentenversammlung mein Urteil ausgesprochen. Aber ich konnte mir damals ein solches überhaupt nicht erlauben und mußte mich auf den Wunsch beschränken, es möge baldigst eine Einigung zwischen dem Rektor und den Studenten herbeigeführt werden. Heute und schon lange vermute ich, daß es der Mehrheit meiner Kollegen ebenso ging, und so ist meiner Meinung nach der Rücktritt von Professor Hölder eigentlich die Folge übereilter Anklagen und bedauerlicher Mißverständnisse gewesen. Auch hat schon Professor Hölder, was ich erst gegen Ende meines damaligen Prorektorats erfuhr, jetzt aber aus den Akten genau ersehe — zur Zeit der Dozentenversammlung wußte ich davon überhaupt nichts —, die Lösung der schwebenden Fragen in derselben Richtung gesucht, in der sie später gefunden wurde.

Der Rektor hatte sich nämlich mit vollem Recht darauf berufen, daß der Arbeiter- und Soldatenrat gar nicht in der Lage sei, ihm Befehle zu erteilen, sondern daß die Universität ausschließlich dem Ministerium in Dresden unterstellt sei. Er hatte in diesem Sinne auch nach Dresden berichtet, was den Vortragenden Rat im Kultusministerium Geh. Regierungsrat Böhme veranlaßte, am 30. November in Leipzig zu erscheinen und mit dem Rektor und einer Abordnung der Studenten einerseits und dem Vorsitzenden des Arbeiter- und Soldatenrats andererseits zu verhandeln. In dieser Verhandlung wurde verabredet, Seger wolle seinen Leuten zusprechen, auf die rote Fahne bei uns zu verzichten, weil die Universität halb und halb immer noch als Stiftungsgebäude gelten könne, nicht als

reines Staatsgebäude. Seger hatte zugesagt, bis zum Montag Antwort zu geben. Über diese Zusammenkunft, die wohl im Laufe des 30. Novembers, jedenfalls aber vor der zum Abend des 30. einberufenen Dozentenversammlung stattfand, hat ohne Zweifel der Rektor jener Versammlung auch kurz berichtet. Aber seine Mitteilungen wurden bei dem stürmischen Verlauf, den die Versammlung sofort nahm, überhört und fanden auf keiner Seite Beachtung, da sofort die von Ehrenberg und Wach gegen ihn erhobenen Anklagen das ganze Interesse der Versammlung in Anspruch nahmen und alle weiteren Verhandlungen unmöglich machten.

Wie tiefgehend die Erbitterung in der Studentenschaft über die ihr durch das Eindringen der Bewaffneten in die Universität und die Verhaftung ihrer Führer angetane Gewalt war, bekundet eine Niederschrift, die sie dem Geh. Reg.Rat Böhme am 30. November überreichte. Sie hatte folgenden Wortlaut:

„An den Herrn Geheimen Regierungsrat Böhme zur Mitteilung an das Kultusministerium.

Der studentische Vertretungsausschuß betont von vornherein:

Das Vorgehen der Studentenschaft in der Fahnenfrage entspringt keineswegs politischen Beweggründen, sondern der Absicht, die akademische Freiheit und ihre Symbole zu schützen. Vor Jahrhunderten ist unsere Universität in Prag ausgewandert und hierher gezogen, um ihre Freiheit gegen Unterdrückung zu wahren. In allen schweren Zeitläuften hat sie es vermocht, dieses heilige Ideal hochzuhalten und alle Angriffe dagegen, gleichviel von welcher Seite sie kamen, abzuwehren. Wir sehen es für unsere Pflicht an, diese von unseren Vätern er-

erbte Freiheit künftigen Geschlechtern ungeschmälert weiterzugeben.

Der Vertretungsausschuß hat folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Der studentische Vertretungsausschuß verlangt in der Fahnenfrage eine eindeutige schriftliche Entscheidung des Kultusministeriums an die Universität.

2. Der Vertretungsausschuß macht den Regierungsvertreter darauf aufmerksam, daß die Studentenschaft wahrscheinlich eine Verfügung des Kultusministeriums, daß wieder rote Fahnen gehißt werden, als unrechtmäßigen Gewaltakt auffassen und sich für berechtigt halten würde, diesen gewaltsamen Eingriff in die akademische Freiheit mit Gewalt zurückzuweisen.

3. Für irgend welche Folgen einer Abweisung der Studentenschaft muß der Vertretungsausschuß von vornherein dem Kultusministerium die Verantwortung zuschreiben.

4. Der Vertretungsausschuß erbittet vom Ministerium umgehend schriftlichen Bescheid, ob die Verfügung über die Universität dem Ministerium oder den örtlichen Gewalten zusteht. Gegen eine Überweisung der Verfügungsgewalt an den Arbeiter- und Soldatenrat legt der Vertretungsausschuß von vornherein Verwahrung ein.

5. Der Vertretungsausschuß erklärt sich bereit, in der Studentenschaft dahin zu wirken, daß die Studentenschaft sich mit der Hissung zweier schwarz-rot-goldener Fahnen neben der Universitätsfahne einverstanden erklärt.

Der studentische Vertretungsausschuß:
gez. Walter Stach, Schriftführer. Heinrich Landahl, cand. phil., 1. Vorsitzender."

Natürlich sollte damit ein starker Druck auf das Ministerium, dem die Entscheidung zugeschoben war, ausgeübt

werden und gleichzeitig sollte nun auch nach dem Willen der Studenten durch einen Wechsel im Rektoramt die Garantie geschaffen werden, daß ähnliche Vorgänge wie die soeben erlebten, sich nicht wiederholten.

Ich kann hier und für die folgenden Tage die Erzählung am besten ergänzen durch die Mitteilung einer am 7. und 8. Dezember hingeworfenen Aufzeichnung.

Aufzeichnung vom 7./8. 12. 1918:

„Die Revolution brachte der Universität das Hissen der roten Fahne. Hölder hatte mich gefragt, was er tun solle; ich riet: „Gar nichts!" Am andern oder einem der folgenden Tage rote Fahne. Als ich fragte, erklärte mir in der Kanzlei Herr Süß: Auf Anfrage habe der Arbeiter- und Soldatenrat erklärt, die Universität brauche nicht selbst zu flaggen, man werde ihr Flaggen liefern. Ich: „Unbegreiflich", schwieg im übrigen. In der Nacht klettern die Studenten aufs Dach und holen die rote Fahne herab. Arbeiter- und Soldatenrat bringt neue. Andern Tags große Studentenversammlung. Der Vorsitzende fordert zum Herabholen der Fahne auf, was prompt geschieht. Gleichzeitig erscheinen Soldaten und verhaften den Vorsitzenden (Landahl). Die Studenten folgen im geschlossenen Zuge mit Stud. Meyer an der Spitze nach dem Polizeiamt; auch Meyer verhaftet. Die Studenten drohen, das Polizeiamt zu stürmen, worauf Landahl und Meyer frei gelassen werden. Im Triumph nach der Universität zurückgeführt, im Hofe mit Hoch gefeiert. Dann auseinander. Am andern Tag Verhandlungen zwischen Rektor und Studenten mit Geheimrat Böhme aus dem Kultusministerium und dem Vorsitzenden des Arbeiter- und Soldatenrats Seger. Abmachung: Seger wolle seinen Leuten zureden, auf die rote Fahne bei uns zu verzichten, weil die Universität immer noch halb und halb als

Stiftungsgebäude gelten könne, nicht als reines Staatsgebäude; wolle bis Montag Antwort geben."

Hier ist der Punkt, an dem ich selbst zum erstenmal in nähere Fühlung mit den Ereignissen trat. Ich hatte bisher vollkommen beiseite gestanden und wußte nicht mehr als jeder andere von den Dingen, ja weniger als viele andere.

Aufzeichnung vom 7./8. 12. 1918:

„Samstag Nachmittag — auf den Abend war Dozentenversammlung einberufen — erscheinen (ich hatte bisher gar nichts mit der Sache zu tun, wußte das meiste nur aus der Zeitung) plötzlich einige Studenten bei mir. Sie seien Vorstandsmitglieder des neu gewählten Vertretungsausschusses. Bringen ein Schriftstück: Rektor Hölder habe nicht mehr das Vertrauen, seiner Aufgabe nicht gewachsen. Prorektor solle das der Versammlung heute mitteilen und um Abhilfe bitten. Der Mann ihres Vertrauens sei Köster. Ich: „Wie kommen Sie dazu?" — Sie: Hölder habe sein Wort gebrochen: er weiche nur der Gewalt; habe statt dessen die Schlüssel zum Dach ohne weiteres gegeben, auch sie schnöde im Stich gelassen. Sei in der Versammlung nicht erschienen und als man ihn holte, auf halbem Weg wieder heimgelaufen. — Ich: Das Schreiben in dieser Form nehme ich gar nicht entgegen; die Bemerkung über Professor Köster sehe aus, als wollten sie den Rektor stürzen, was ihnen nicht zustehe. — Sie: Das sei auch ihre Absicht. Köster hätten sie genannt als einen Mann ihres besonderen Vertrauens. Sie wären auch mit mir einverstanden, wollten nur die Reihenfolge der Fakultäten nicht stören; aber Hölder habe ihr Vertrauen verwirkt. — Ich: Ich müsse dabei bleiben, daß ich das Schreiben in dieser Form nicht annehme. Wenn die Studentenschaft mir als Prorektor eine Botschaft

an die Versammlung oder den Senat übermitteln wolle, was ihr gutes Recht sei, so möge sie das in eine neue mir zulässig erscheinende Form kleiden. Nachdem das auf meinem Zimmer geschehen war, nahm ich die Eingabe entgegen mit der Erklärung, ich verspreche die Versammlung betreffend gar nichts, wolle aber zunächst Hölder vertrauliche Mitteilung machen. Vielleicht lasse sich erreichen, daß H. acht Tage zu Hause bleibe, bis der Sturm vorüber; sei ohnehin übernommen."

Über den wirklichen Tatbestand, daß der Rektor in der Versammlung gewesen war, aber ohne daß die Masse der Studenten sein Erscheinen bemerkt hatte, ist schon berichtet. Ich selbst wußte damals davon ebensowenig wie die Studenten.

Der Vorwurf, daß der Rektor sein Wort, nur der Gewalt zu weichen, gebrochen habe, spielte tatsächlich in den Kreisen der Studenten eine gewisse Rolle. Er gründete sich, wie ich später erfuhr, auf die etwas naive Vorstellung, als müßte die „Gewalt" sich notwendig gerade in geladenen oder gar losgeschossenen Gewehren oder in blanken Säbeln äußern. Da hatte jener brave Polizist eine richtigere Vorstellung, der bei dem Auseinandertreiben der Reste der Frankfurter Nationalversammlung von 1848 im Stuttgarter Ständehaus den Professor, der nur der Gewalt weichen wollte, einfach am Knopfloch faßte mit den Worten: „Rindvieh, die G'walt, des ben jo Ih!"

Rücktritt des Rektors

Die Aufregung, welche das Aufziehen der roten Fahne über dem Universitäts-Hauptgebäude bei der Studentenschaft hervorgerufen hatte, teilte sich von selbst auch dem

Lehrerkollegium mit. Fast noch stärker als wir, die wir die Dinge langsam hatten kommen sehen, waren von dem Geschehenen die außerhalb der Vorlesungsgebäude in ihren Instituten arbeitenden Kollegen betroffen. So machte sich sofort nach den Vorgängen bei den Kollegen das Bedürfnis einer Aussprache über die Geschehnisse der letzten Tage in einer allgemeinen Dozentenversammlung, in der der Rektor berichten und über allerlei umlaufende Gerüchte Auskunft geben sollte, geltend. Sie wurde auf Antrag des Professors der Chemie Rassow vom Rektor in den großen Saal des physikalischen Instituts einberufen und fand, da die vorhergehenden Tage durch Verhandlungen besetzt waren, am Sonnabend, den 30. November, abends statt.

Aufzeichnung vom 7./8. 12. 1918:

„Vor der Versammlung H. kurz gesprochen: Die Studenten seien beschwerdeführend bei mir gewesen. Es wäre doch sehr erwünscht, wenn er die Sache möglichst bald beilegen würde; ich habe versprochen, in diesem Sinne auf ihn zu wirken. H. mißt der Sache keine Bedeutung bei, ist überhaupt sehr kurz und augenscheinlich schon ganz von der bevorstehenden Versammlung in Anspruch genommen, so daß ich auch keinen Vorschlag mache. Denke, es sei ein bloßes Mißverständnis, das sich lösen werde. Bald nach Beginn der Versammlung fordert Ehrenberg einen ganz genauen Bericht über die Vorgänge, es seien allerlei Gerüchte im Umlauf. Hölder erzählt. Ehrenberg: „Es heißt, es sei bei dem Arbeiter- und Soldatenrat gefragt worden, was zu tun — ist das so?" Hölder: „Ich war unschlüssig, ob ich rot flaggen solle oder nicht, fragte mehrere, darunter auch den Syndikus des Senats, Exzellenz Wach; der riet mir zu fragen." (Große Unruhe.) Wach: „Es ist auch mein

Name genannt worden. Doch habe ich nur eine nebensächliche Rolle gespielt: der Herr Rektor hat einige Fragen an mich gerichtet. Indeß lassen wir das Vergangene! Viel wichtiger ist jetzt die unmittelbare Gegenwart. Und da ist mir berichtet, daß die Studenten — unsere Studenten, die ihr Blut draußen für uns vergossen! — meine Herren, daß diese unsere Studenten den Herrn Rektor in einer kritischen Stunde baten, er möge zu der erregten Menge der akademischen Jugend ein Wort des Trostes und der Beruhigung reden — — und ihr Rektor hat kein Wort gefunden!" (Bewegung.) Noch einiges in dieser Tonart, und nun sitzt Hölder auf der Anklagebank. Andere äußern sich ähnlich, und die um mich sitzenden Philosophen reden davon, es gehe mit Hölder nicht weiter; man müsse ihm einen Beirat von zwei Kollegen beigeben. Ehrenberg redet klar vom Rücktritt. Spranger schlägt Beirat vor. Letzteres halte ich für unmöglich, weil demütigend. So rede auch ich auf die Gefahr hin, daß dann der Rücktritt komme, den ich für das kleinere Übel halte. Sage: Hätte schweigen wollen, da aber von anderer Seite so ernste Worte gesprochen, scheine mir Pflicht, meinen Auftrag nicht zurückzuhalten; Studenten hätten mich als Prorektor durch Deputation gebeten, in ihrer schweren Differenz mit Hölder zu vermitteln. Ich bitte deshalb H., sich baldigst mit ihnen zu verständigen: es gehe in so kritischen Zeiten nicht an, daß eine Kluft zwischen Rektor und Studenten dauernd werde. Nach längerem Hin und Her erklärt H. seinen Rücktritt."

Ich erinnere mich noch deutlich, wie damals und noch später durch weite Kreise der Kollegen eine tiefe Entrüstung gegen Wach ging, dessen Vorgehen man vielfach als unschön bezeichnete. Ich selbst stand unter diesem Eindruck. Wenn ich aber heute nach Jahren die Sache in

Ruhe überdenke, so muß ich doch wesentlich milder urteilen. Gewiß verriet die Rede Wachs die unverkennbare Freude des gewandten Dialektikers und Prozeßredners an einer solchen Gelegenheit der Betätigung. Aber man darf dabei nicht verkennen, daß doch wohl schon die Einberufung der Dozentenversammlung unter dem Zeichen einer starken Gereiztheit gegen die angebliche Nachgiebigkeit des Rektors stand, daß aber besonders die Hauptredner augenscheinlich von der Überzeugung geleitet waren, daß er schwere Fehler begangen habe. So kam es, daß man sich auf jenes eine, freilich wenig glückliche Moment der Anfrage beim Arbeiter- und Soldatenrat, das aber doch schließlich nicht die Hauptsache war, beschränkte. Auch Wach stand augenscheinlich unter diesem Zwang. Hätten Ehrenberg und die anderen Redner den Rektor in Ruhe zu weiterer Aussprache zum Wort kommen lassen und ihn hinreichend ausführlich über die ganze Angelegenheit befragt, so hätte sich wahrscheinlich ein ganz anderes Bild ergeben. Daß sie das nicht taten, war schwerlich böser Wille, sondern lediglich Folge des unglücklichen Umstands, daß sie ihre Information ausschließlich aus den Kreisen der Studenten bezogen hatten. So ist im Grunde auch in dieser Richtung der Rücktritt Professor Hölders auf eine Reihe von Mißverständnissen und unglücklichen Umständen zurückzuführen.

Aufzeichnung vom 7./8. 12. 1918:

„Nach § 38 des Statuts der Universität ist es für einen solchen Fall dem Senat anheimgegeben, darüber zu befinden, ob der Prorektor in das Rektorat eintreten oder eine Neuwahl stattfinden solle. Mir lag alles daran, die Bürde und Verantwortung auf den möglichst Geeigneten zu übertragen. Als diesen

hatten meine Umgebung und ich unter den früheren Rektoren — an solche mußte man vor allem denken — Professor Seeliger zu erkennen geglaubt. Die Auswahl war an sich nicht groß. Köster, der Vertrauensmann der Studenten, konnte, wie vorauszusehen war, aus Familiengründen kaum annehmen. Seeliger hatte 1905—1906 das Rektorat ehrenvoll geführt, hatte sich inzwischen im Senat und bei allen Universitätsgeschäften als überaus tüchtiger Verwaltungsmann betätigt. Er hatte insbesondere soeben auch lebhaft in die Debatte eingegriffen und Hölder gegenüber mit großer Energie betont, ein Konflikt mit den Studenten sei im Grunde ein Ding der Unmöglichkeit: der Student sei, wenn man ihn nur richtig zu fassen wisse, um den Finger zu wickeln. Das hatte uns aufs neue imponiert. Einen solchen Mann brauchten wir gerade jetzt.

Nun war von den ehemaligen Rektoren zwischen dem Kriegsausbruch und dem Rektorat Seeligers nur noch Otto Mayer, Bruns und Binding am Leben. Der erste und dritte waren bereits emeritiert, Bruns im 71. Lebensjahr und leidend. So war mein Plan rasch gefaßt. Er ging dahin, da alle oder fast alle Senatoren anwesend waren, die Frage noch sofort am heutigen Abend in der Weise zur Entscheidung zu bringen, daß der Senat den Prorektor, d. h. mich, zum Rektor bestimme, ich selbst aber die Wahl ablehne, worauf nach dem gefaßten Senatsbeschluß das Amt automatisch auf den nächstfolgenden Prorektor, der meinem Beispiel zu folgen hätte, und von diesem auf seinen Vorgänger und so der Reihe der Prorektoren nach auf Seeliger zurückfallen würde. Eine vorläufige Verständigung mit der Mehrheit der früheren Rektoren hatte diesen Plan gut geheißen und so teilte ich ihn der Versammlung mit und gab meinerseits und im Namen einiger Herren, deren Zustimmung ich hatte, die betreffende Erklärung ab.

Leider stieß bei einem der früheren Rektoren die Zumutung auf Widerspruch und so war der Plan gescheitert. Die Versammlung mußte abgebrochen werden, nachdem noch beschlossen war, zum Montagabend eine allgemeine Studentenversammlung einzuberufen. Ich sollte als Prorektor sie leiten, Seeliger nach dem Wunsch der Kollegen die Rede halten. Ich mache noch einen Versuch, die Geschäfte gleich jetzt auf Seeliger als den Vertrauensmann der Kollegen überzuleiten, muß mich aber dem Statut fügen — und hoffe auf baldige Neuwahl."

Verhandlungen mit dem Arbeiter- und Soldatenrat

Aufzeichnung vom 7./8. 12. 1918:

„So fällt mir denn am Samstag abend, den 30. November, das schwere Los zu, das stark gefährdete Schifflein durch eine Reihe kritischer Tage durchzusteuern. Sonntag Ruhe. Gehe zum Mittagstisch und teile den Studenten die Versammlung mit, verfasse Einladung zu ihr in den Blättern. Montag Vormittag ruft Seger an: Arbeiter- und Soldatenrat habe beschlossen, seine Zustimmung zurückzunehmen. Es seien Zwischenfälle eingetreten, die zeigen, daß die Universität der Revolution feindlich gegenüberstehe. Ich: „Wieso, Herr Seger?" — Sonnabend abend sei auf dem Augustusplatz die rote Fahne durch Studenten vom Maste gerissen. — Ich: Welche Beweise? — Er brüsk: Lasse sich auf gar nichts ein, die Sache sei erwiesen, Universität werde geschlossen. — Ich: Müsse doch um nähere Aufschlüsse bitten. — Er: Habe keinen Anlaß zu weiteren Auseinandersetzungen, die Sache sei beschlossen. — Ich: Dann müsse ich um so bestimmter

um Besprechung ersuchen; verstehe wohl, daß das telephonisch nicht angehe, aber durch eine Zusammenkunft. — Er: Habe keine Zeit, sei auch ganz zwecklos. — Ich: Wann er zu sprechen, wenn auch kurz? — Er: Nur eine halbe Stunde, dann müsse er weg. — Ich: „Dann komme ich sofort". Ich dachte: Lieber in den sauren Apfel beißen, dem hohen Herrn nachzulaufen, als alles aufs Spiel zu setzen. Da eben Seeliger bei mir, zur Vorbereitung der Studentenversammlung, trug ich ihm an, mich zu begleiten. Zwei Köpfe sind mehr als einer.

Sitzungssaal des neuen Rathauses. Seger und zwei Soldaten, letztere nicht am Gespräch beteiligt. Frage S. zuerst: Welche Beweise gegen die Studenten vorliegen? — Der betreffende Wachtmeister sei ein ganz zuverlässiger Mann. — Ich: Trotzdem, jeder Student habe Erkennungskarte. Selbst wenn er sie nicht bei sich hätte, sei er leicht polizeilich festzustellen. Halte meine Zweifel aufrecht. Aber auch wenn ein Student beteiligt, so beweise das gar nichts gegen die Universität als solche. Unfug eines Einzelnen möge nach den Gesetzen bestraft werden. Universität lehne jede Verantwortung ab, denn sowohl Studenten als Professoren bedauern ein solches zweckloses Tun. — Seger in gereiztem Ton: Auch das ändere nichts, Universität sei überhaupt ein Herd der Reaktion und Gegenrevolution. Beweis: Versammlung der Studenten, Vorgehen gegen die Polizei, sich feiern lassen in öffentlichen Bürgerversammlungen, Resolution der Professoren vom Samstag gegen die rote Fahne als „Parteiabzeichen" usw. (Besonders interessant war noch, wie S. mächtig auf die Studenten schimpfte: Die sollen lernen und nicht den Rektor regieren; die Professoren haben ja gar nichts mehr zu sagen. Ich: „Aus ihrem Munde hätte ich das am wenigsten erwartet: was die Studenten tun, haben sie in den letzten Wochen

vom Arbeiter- und Soldatenrat gelernt.") Seger fährt dann fort, die Soldaten seien über all das so erbittert, daß er sie nur mit Mühe vom Sturm auf alle Häuser mit „patriotischen" Fahnen abhalten könne. Gleich jetzt Sitzung, wo Auflösung der Universität beschlossen werden sollte; er reise morgen nach Dresden, dann werde sie vom Ministerium verhängt. — Ich: Da werde ich nicht verfehlen, sofort nach Dresden meinen Protest zu telegraphieren, da keinerlei Beweise gegen die Universität vorliegen. Von Gegenrevolution sei keine Rede. Universität sei ein unpolitisches, politisch neutrales Institut, nur der Wissenschaft gewidmet. Die Äußerung der Studenten gegen die rote Fahne sei nur für die akademische Freiheit und für die Freiheit gegenüber einer bestimmten Parteifarbe, nicht gegen die Revolution als solche ergangen. Es falle weder Professoren noch Studenten ein, etwas gegen die Revolution zu unternehmen. Sie stellen sich geschlossen auf den Boden der Tatsachen, aber die rote Fahne sei doch bis jetzt noch nicht Staatsfahne. — Er: „Und die Berufungen beweisen auch." — Ich erwähne als Antwort den Fall Ehrenberg, in dem hier von einer Interessentengruppe eine nationalökonomische Richtungsprofessur gestiftet werden sollte, die eben deshalb vom Senat abgelehnt wurde. Seeliger erwähnt den Fall Arons in Berlin. — Er: „Und die Schriften einzelner wie Wundt u. a." — Wir: Das seien private Äußerungen und die politische Betätigung aller sei selbstverständlich frei; von Amts wegen sei keiner Politiker.

Nun setzen wir ihm zu wegen der Auflösung: er sei doch selbst auch geistiger Arbeiter (Redakteur der Leipziger Volkszeitung). Müsse also am besten wissen, welcher Schaden für das Kulturleben entstehe, wenn die geistige Arbeit von Tausenden unterbunden werde. Auch müsse doch gerade ihn die ungeheure

soziale Schädigung berühren, die durch jene Maßregel entstehe, denn viele Hunderte unsrer Studenten seien Söhne kleiner Leute und selbst von Arbeitern und ganz kleinen Beamten, Lehrern, Witwen usw. Er schneide sich selbst und seine eigenen Kreise empfindlich ins Fleisch. — Er: Er sehe das wohl ein, habe selbst einen Sohn im Feld, der Student sei — aber es helfe nichts.

Den zwei andern dauert die Sache zu lang, verziehen sich. Seeliger setzt ihm nun noch besonders zu: Solle doch an die Tausende heimkehrende Krieger denken, die seit vier Jahren von aller geistigen Arbeit fern geradezu verkommen müßten, an das Elend vieler Einzelner und vieler Familien, wenn die Leute nun nochmal ein bis zwei Semester verlören. Es sei nicht auszudenken! Da sieht sich Seger im Saal um, und da er sich allein weiß, geht er aus sich heraus. Eigentlich seien Fahnen eine Kinderei, aber die Leute wollen es nun einmal und er könne sie schwer halten. Macht gar kein Hehl, daß uns Straßenkämpfe drohen und es viel Blut kosten könne. Wolle nochmal versuchen, was zu erreichen, habe aber nicht viel Hoffnung. Vollends wenn, wie er höre, daß es geschehen, auch ferner sozialistische Studenten bedroht oder gar mißhandelt werden, so sei kein Halten. Wir bestreiten das. Später erkannten wir, daß er auf den Fall B. anspielte.

Wir verlassen das Rathaus mit dem Bewußtsein, daß wir auf einem Vulkan stehen und daß der kleinste Anlaß ihn zum Ausbruch bringen kann. Werden uns klar, daß wir nun für jetzt und besonders für den bevorstehenden Abend uns umstellen müssen, um den Studenten äußerste Ruhe und Besonnenheit zur Pflicht zu machen. In der Universität sofort Telegramm an Ministerium verfaßt: Protest und Bitte um Wohlwollen. Nach Absendung erscheint der Studentenausschuß mit der Erklärung: sie wollen

nach Dresden, um dem Minister persönlich Vorstellungen zu machen und bitten, daß ich mich an ihre Spitze stelle. Willige ein und bitte Seeliger, als Vertrauensmann der Kollegen mitzugehen. Sofort neues Telegramm: Werden früh zehn Uhr im Ministerium sein."

Studentenversammlung

Aufzeichnung vom 7./8. 12. 1918:

„Nachmittags Vorbereitung auf die Studentenversammlung in der Wandelhalle. Hatten vor, den Studenten unsere Freude an ihrer mutigen Haltung auszudrücken und volles Handinhandgehen zu betonen, so wie es die Stimmung in der Dozentenversammlung gewesen war. Jetzt muß der Ton stark gedämpft werden. Nur ja kein Öl ins Feuer! Die Verantwortung ist ungeheuer. Um jeden Zwischenfall zu vermeiden, habe ich mit den Studenten ausgemacht: es reden nur ich, Seeliger und ein Student. Sie bestimmen Landahl. Der soll ein Hoch ausbringen und Gaudeamus singen lassen — damit Schluß. Um 7 Uhr nochmalige Zusammenkunft mit Seeliger und dem Ausschuß. Sage Landahl, daß ich zur Besonnenheit mahnen und auf den Ernst der Lage und die Gefahr der Schließung aufmerksam machen werde. Landahl bittet letzteres zu lassen, sonst reisen viele ab. Willige ein und kürze rasch mein Programm.

Kurz vor 8¼ Uhr komme ich mit Universitätsrat Flade und dem Ausschuß vom Rektorzimmer herüber. Die Halle ist gestampft voll und oben alle Galerien, drei bis vier Reihen, dicht besetzt. Beschließen von oben zu reden und suchen einen Platz in der Mitte der Längsseite. Da erscheint stud. B., der den Ar-

beiter- und Soldatenrat jüngst hergerufen haben soll, und bittet, nachher ein Wort reden zu dürfen zur Verteidigung. Er werde von allen Seiten angegriffen. Ich erkläre das nach dem Programm der Versammlung für ausgeschlossen. Es werde bald eine neue Versammlung sein, da biete sich Gelegenheit. Jetzt finde nur eine Kundgebung statt, ohne jede Debatte oder weitere Reden.

Dann eröffne ich die Versammlung. Erkläre, die Versammlung sei unpolitisch. Die Universität diene nur der Wissenschaft. Politische Betätigung sei nur außerhalb der Universität zulässig. Da sei sie jedem freigestellt. „Diejenigen unter Ihnen, die Gelegenheit gehabt haben, mit mir im verflossenen Jahr über die Gründung neuer Vereinigungen unter den Studenten oder über sonst der Politik nahestehende Angelegenheiten zu verhandeln, werden sich erinnern, daß ich immer als ersten Grundsatz betonte: Zwar soll jeder Student seine politische Meinung haben, und sie zu klären und weiterzubilden sei seine Pflicht, aber politische Betätigung, zu der außerhalb dieser Räume Gelegenheit genug sei, gehöre nicht in die Universität. Ihre Hörsäle und Institute müssen unberührt bleiben von dem Streit des Tages. So stehe ich auch hier. Diese Versammlung soll nicht den politischen Tagesfragen gelten, sondern sie soll lediglich dazu dienen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit von Lehrern und Studenten in diesen schweren Tagen zum Ausdruck zu bringen. Sie wissen, daß wir in einer schweren Krise stehen, und ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß sie seit gestern und vorgestern sich noch wesentlich verschärft hat. Während wir noch gestern hoffen konnten, zu einer Verständigung zu gelangen, ist diese Hoffnung, wie ich Ihnen sagen muß, heute und zur Stunde wesentlich geringer. Da gilt es vor allem Ruhe und Be-

sonnenheit. Sei jeder sich der vollen Verantwortung bewußt, die jede Unbesonnenheit in sich schließt! Und ich muß Ihnen sagen, daß jeder unbedachte Schritt von unberechenbaren Folgen sein kann. Glauben sie nicht, daß das Angst oder Sorge für das eigene Leben oder Behagen sei. Wer in meinen Jahren steht, der weiß noch besser als Sie, daß wir nur ein Leben haben, und daß es, zumal in unseren Tagen, wo das Leben wenig gilt, nicht viel verschlägt, ob wir es auf dem Siechbett hingeben oder im Gefängnis oder sonstwie. Nein, es ist die Sorge um Sie selbst und um die Zukunft unserer geliebten Alma mater. — Und nun das andere. Lassen Sie mich Ihnen versichern, und mein Kollege Seeliger wird Ihnen das noch näher ausführen, daß wir mit innerster Teilnahme das begleitet haben, was Sie in den letzten Tagen bewegte. Sie sollen wissen, daß Sie darin nicht allein stehen, und daß Ihnen Ihre Lehrer gerne als Ratgeber und Freunde zu Seite stehen. Lassen Sie den Ernst der Stunde und die gemeinsame Gefahr uns dazu treiben, daß wir das Band zwischen Lehrern und Schülern noch enger knüpfen! Erhalten Sie uns das Vertrauen, das Sie uns bisher entgegengebracht haben, und bringen Sie uns weiter das Vertrauen entgegen, daß wir — wenn es sein müßte auch mit Opferung der eigenen Person — alles tun werden, was in unseren Kräften steht, das Beste der Alma mater in dieser schweren Zeit zu suchen!"

Darauf Seeliger. Erinnert an das Jubiläum von 1909. Da habe man sich auch hier versammelt, Gelehrte der ganzen Welt. Inzwischen sei alles ganz anders geworden. Versichert die Studenten unserer vollen Sympathie mit dem, was sie wollen. Ob sie immer das richtige Mittel gebrauchen, lasse er offen. „Sie haben die Begeisterung der Jugend, die lernen und schätzen wir bei Ihnen immer neu; wir das

Maßhalten des Alters, damit möchten wir Ihnen dienen. Denn es drohen ernste Gefahren, man will die Universität schließen (große Bewegung), und das wollen wir um jeden Preis, den unsere Ehre zuläßt, hindern. Wir schrecken auch vor Ungemach nicht zurück und setzen uns mit unserer ganzen Person für die Sache der Alma mater ein — aber lassen Sie uns alles meiden, was aufreizen könnte. Professoren und Studenten sollen eine große Gemeinschaft bilden. Wir wollen Ihnen ältere Freunde und Berater sein. Verlassen Sie sich auf uns." So etwa.

Nun Stud. Landahl: Es schien allerdings eine Zeitlang, als seien die Studenten von den Professoren verlassen und müssen ihre Sache allein auskämpfen. Dieser Schein sei glücklich zerstreut. Auch sei bisher das Verhältnis von Professoren und Studenten durchaus nicht so gewesen, wie sie wünschten. Das persönliche Band müsse viel enger geknüpft werden. Davon nehme er dankbar Kenntnis. In einem müsse er Seeliger freilich widersprechen: er habe es so dargestellt, als hätten sie in unüberlegter Studentenlaune gehandelt. Daß sie die Fahne herabgeholt, sei vielmehr wohlbedachter Protest gegen den Angriff auf ihre akademische Freiheit gewesen. Schloß mit einem Hoch auf die akademische Freiheit.

Leider versäumte Landahl, der Abmachung gemäß gleich das Gaudeamus anzureihen. So entstand eine kleine Pause, die einige benutzten, zu schreien: „B. raus!" Es stellte sich später heraus, daß B. beim Hoch demonstrativ den Hut aufbehalten hatte. Nun griff ich rasch zu, gebot Gaudeamus zu singen und schloß damit die Versammlung. Sofort wieder: „B. raus!" Um zu zeigen, daß die Versammlung geschlossen, ging ich weg. Nach einer Weile holte man

mich, es gehe ein Radau los. Doch ehe ich eingreifen konnte, hatten Studenten das Wort ergriffen und gebeten, jetzt Ruhe zu halten, der Fall B. werde untersucht werden.

Ging mit Seeliger, der mit mir entrüstet und besorgt war, Landahl könne ernstlich geschadet haben, falls Seger seine Spitzel da hatte. Da stoßen wir auf B. Sah ganz verstört aus. Werde wie ein Wild gehetzt, lasse sich morgen Waffenschein geben. Versichert, er habe den Arbeiter- und Soldatenrat nicht gerufen. „Aber Sie wissen wohl darum?" — „Ja, ein Bekannter rief ihn, aber in bester Absicht, um Blutvergießen zu verhindern." Ich verfasse schnell noch einen Anschlag fürs schwarze Brett: Die unschöne Hetze gegen B., der große Verdienste habe (er ist die Säule des studentischen Mittagstisches), müsse aufhören. Der Fall werde untersucht."

In Dresden

Aufzeichnung vom 7./8. 12. 1918:

„Dienstag, den 3. 12., früh 6 Uhr auf dem Bahnhof. Beim Eintritt in den Wagen laufe ich Seger in den Weg. „Guten Morgen, Herr Professor, auch nach Dresden?" — „Guten Morgen, Herr Seger, Sie wohl auch?"

Um 10 Uhr im Ministerium, das streng bewacht wird. Habe eben noch Gelegenheit, Landahl zu sagen, er möge den Bogen nicht überspannen. Er habe gestern Seeliger gekränkt und wir hätten, falls Seger seine Rede erfahren, einige Sorge. Meinte, die Kommilitonen hätten seine Rede gebilligt, wolle aber auch keinen Konflikt.

In Dresden heute große Beratung der Arbeiter- und Soldatenräte des Landes mit dem Gesamtministerium. Deshalb auch Seger, der Vorsitzende

in Leipzig, mit zwei Soldaten hier. Beim Eintritt erklärt Geh.Rat Böhme, der Minister müsse gleich in den Landtag ins Gesamtministerium; werde uns erst am Nachmittag sprechen können. Nach einer Weile: Wolle uns doch geschwind begrüßen. Wir treten ein; er reicht jedem die Hand, auch den Studenten. Freue sich, daß wir kommen. Älterer, hagerer Herr, nichts vom Zug des Fanatikers oder Agitators. Ich tue meinen Spruch wegen der drohenden Auflösung und bitte, den schweren geistigen, kulturellen, sozialen und pädagogischen Schaden zu bedenken. Lege Protest ein gegen die Verdächtigung der Studenten; betone unsere unpolitische Haltung. Er: Eben habe Herr Seger telephoniert, wenn die Leipziger Herren da seien, möchte er dabei sein. Gemeinsame Besprechung im Landtag wird abgemacht. Für jetzt: die Schließung der Universität sei bisher nicht angeregt, wir mögen uns beruhigen. Entgleisung einzelner komme auch in der Partei vor, ohne Verantwortung der Partei. Die Fahnensache stehe so, daß soeben ein Erlaß des Gesamtministeriums erscheine, nach dem wir vielleicht ohne jeden Schmuck bleiben könnten. Erklären uns sofort dazu bereit. Er: Es komme nun darauf an, wie sich der Arbeiter- und Soldatenrat dazu stelle; er hoffe freundlich. Sagt den Studenten zu, daß er ihnen Teilnahme an der Universitätsverwaltung verschaffen werde.

Um 3 Uhr neue Zusammenkunft, mit Seger zusammen, im Landtag. Minister verliest den neuen Erlaß:

„Alle öffentlichen Gebäude des Staats und der Gemeinden sind, soweit sie nicht Stiftungseigentum sind, mit roten Fahnen und solchen der Stadtfarben zu schmücken. Schulgebäude können neben den roten Fahnen auch mit Schulfahnen geschmückt werden. Unterbleibt die Hissung der roten Fahne, so unterbleibt der Fahnenschmuck überhaupt."

Ich beschloß nun, den Stier bei den Hörnern zu fassen und die Lösung der so viel umstrittenen Crux der Gelehrten: ob wir Stiftungsanstalt seien oder nicht, unter Beschränkung auf das hier allein in Frage kommende Hauptgebäude (Augusteum), mit Hilfe eines simplen Appells an den gesunden Menschenverstand des Ministers zu versuchen. Ich bitte also ums Wort und führe aus: Wenn ich in meinem Garten ein schlichtes Gartenhaus einfachster Holzkonstruktion besitze und ein reicher Vetter baut mir aus eigenem Entschluß und auf seine Kosten dafür an derselben Stelle einen schönen Marmorpavillon, so geht der Pavillon damit nicht in des Vetters Eigentum über, sondern verbleibt mir. In diesem Sinne stehen wir beim Universitäts-Hauptgebäude auf eigenem Grund und Boden. Kurfürst Moritz hat im 16. Jahrhundert der Universität den an dieser Stelle stehenden schlichten Ziegelbau samt seinem Baugrunde geschenkt. Der sächsische Staat hat dann im Laufe der Zeiten das Gebäude mehrfach erneuert und vor etwa 20 Jahren einen Prachtbau an dieser Stelle errichtet. Aber der Grund und Boden ist immer derselbe geblieben und mit ihm das Eigentumsrecht der Universität. Ich glaube zu bemerken, daß meine Argumente dem schlichten und gerechtdenkenden Sinn des Ministers, für den sie berechnet waren, einleuchten und fahre dann fort: Für das Privilegium der Schulen seien wir auch dankbar, doch seien wir nicht Schule im gewöhnlichen Sinn, sondern Forschungs- und zugleich Lehranstalt. Ich bitte also um unsere Anerkennung als Korporation. Durch den Staatszuschuß werde die Universität nicht Staatsanstalt, jedenfalls das Augusteum nicht Staatsgebäude. Letzteres sei also nicht verpflichtet, die rote Fahne zu zeigen.

Wieder wird die Schließung gar nicht erwähnt, sondern nur die Fahnenfrage. Wohl aber betone

ich des weiteren mit großer Entschiedenheit: Die Universität sei bisher immer ausschließlich dem Ministerium unterstanden. Selbst der Kreishauptmann (Regierungspräsident) habe keinerlei Rechte der Aufsicht oder Verwaltung. Es gehe daher, vollends nach der Aufhebung des Belagerungszustandes, nicht an, daß örtliche Instanzen, und gar militärische, irgend etwas, wie Aufziehen von Fahnen, ohne Befehl des Ministeriums von uns verlangen. Seeliger unterstreicht noch einiges und bittet, die stille Gelehrtenarbeit nicht zu stören. Dann Seger: Der Arbeiter- und Soldatenrat sei in Leipzig Inhaber der Gewalt, das sei entscheidend; er müsse neben dem Minister parallele Rechte ansprechen.

Der Minister hat eine Erklärung der Studenten vor sich (vgl. S. 25 f.), daß sie, wenn das Ministerium gegen sie entscheide, für die Haltung der Kommilitonen nicht garantieren können, und erklärt: „Hier künden die Studenten dem Minister den Gehorsam, dort der Arbeiter- und Soldatenrat — wo bleibt da Autorität und Ordnung?" Die letzten Worte, etwas singenden Tones in unverfälschtem sächsischen Dialekt vorgetragen, verfehlen in diesem Moment keinem von uns gegenüber ihre Wirkung; aber natürlich vollzieht sich das Lächeln im tiefsten Schrein unseres Busens. Nun ergreift Landahl das Wort: Nicht der Ausschuß kündet den Gehorsam; er erkläre nur, er könne für die Kommilitonen nicht haften, genau wie Seger. Dieser werde von unten geschoben, sie auch; und wenn sie nichts Gutes erreichen, so drohen ihnen Vorwürfe. Darum müsse man Verständigung suchen.

Es war unser Glück, daß im Landtag die Gegensätze schon aufeinander gestoßen waren und die Leipziger gemerkt hatten, daß sie den kürzeren ziehen. Sie waren mit dem Plan der Gründung der Republik Leipzig und Lossagung von Sachsen und

Dresden hergekommen, nötigenfalls auch zum Blutvergießen entschlossen. Der Minister spielte darauf an mit der Bemerkung: Es könne doch nicht 20 Einzelgewalten in Sachsen geben. Der Plan scheint ihnen im Gesamtministerium verdorben zu sein, so blieb Seger nichts übrig, als auch uns gegenüber nachzugeben. Behauptete zwar, die Teilnahme eines Studenten an der Fahnensache sei nun erwiesen, zog aber keine Folgerungen und erklärte wie früher, er wolle versuchen, seine Leute auf diesen Standpunkt zu bringen. Versichere ihm, wenn er wolle, so schaffe er es auch. Wohlgefälliges Schmunzeln."

Der Fall B.

Dienstag abend, den 3. Dezember, wurde mir bei meiner Rückkehr aus Dresden gemeldet, es seien zwei Studenten in meiner Wohnung gewesen, die mich dringend sprechen wollten. Da sie mich nicht vorfanden, hinterließen sie mir, daß sie am andern Vormittag wieder kommen werden. In der Tat erschienen am Mittwoch früh die Studierenden Eugen Ortner und D. in meiner Wohnung und meldeten mir, daß der wahre Schuldige bei jener Benachrichtigung des Arbeiter- und Soldatenrats sich nunmehr gefunden habe. Es sei niemand anders als der vor mir sitzende Stud. D., der sich freimütig dazu bekannte, er habe von dem in der Versammlung gefaßten Beschlusse umgehend dem Arbeiter- und Soldatenrat Nachricht gegeben. Er legte entschiedene Verwahrung dagegen ein, daß er diesen Schritt aus irgend einem andern Beweggrund unternommen habe, als um ernsten Verwickelungen, die er bei der ihm bekannten Stimmung in den Kreisen der Anhänger des Umsturzes vorausgesehen habe, vor allem der

Schließung der Universität, vorzubeugen. Ich nahm diese Mitteilung entgegen, konnte aber das Verhalten des Studenten D. natürlich nicht billigen und mußte mir weitere Schritte vorbehalten. Immerhin stellte ich mit Befriedigung fest, daß die unerfreuliche Suche nach dem Schuldigen nunmehr erledigt sei.

Leider sollte ich bald erfahren, daß dies keineswegs der Fall war. Der Zufall hatte gewollt, daß kurz vor der ominösen Versammlung einige Gäste in der „Großen Feuerkugel" den Stud. B. hatten ans Telephon gehen sehen. Sie hatten auch deutlich gehört, daß er mit dem Arbeiter- und Soldatenrat verhandelte. Damit war der Verdacht gegen ihn, um so mehr, als den Kommilitonen das Geständnis des Stud. D. von Anfang an zweifelhaft erschienen war, aufs neue rege geworden. Und da B. über seinen Gesprächspartner keine befriedigende Auskunft geben konnte, blieb ihm schließlich nichts anderes übrig, als das offene Eingeständnis der Täterschaft. Er kam denn auch, nachdem die Sache kund war, von selbst zu mir und meldete mir den Tatbestand unter Betonung des Umstandes, daß er nur das Beste der Universität gewollt habe. Zu seiner Entschuldigung darüber, daß er das groteske Opfer seines Freundes D. angenommen habe, gab er an, es sei nicht um seinetwillen geschehen, aber er habe eine Braut, deren Existenz durch das Kundwerden der Wahrheit stark gefährdet sei. Sein beharrliches Leugnen mir und den Kommilitonen gegenüber bat er ebenfalls von dieser Zwangslage aus, in der er sich befunden habe, zu entschuldigen.

Begreiflicherweise war B. von jetzt an in der Studentenschaft geächtet. Wo er sich zeigte, wurde er von den Kommilitonen als Verräter behandelt. Da auch er wie D. mit

Entschiedenheit behauptete, sein Beweggrund sei ein durchaus edler gewesen und das Gegenteil sich nicht erweisen ließ, so sah ich zunächst keine Veranlassung, gegen ihn disziplinarisch vorzugehen. Gestraft war er ohnehin durch die Verachtung der Kommilitonen hinreichend. Aber nach den Satzungen ließ sich eine Untersuchung des Falles nicht umgehen, um so weniger, als sie vom studentischen Ausschuß beantragt wurde. Das Universitätsgericht erkannte zunächst mit knapper Stimmenmehrheit auf Entfernung von der Universität auf sechs Monate, doch wurde im Einvernehmen mit dem Senat vom Ministerium schließlich nur auf deren Androhung (consilium abeundi) erkannt. Unhaltbar war seine Position auch so.

Persönlich und im Interesse der Universität war es mir leid um B., den ich nur ungern in der Arbeit der studentischen Fürsorge vermißte. Er hatte sich darin ganz außerordentlich betätigt. Vor allem hatte er sich um die Studentenspeisung in der selbstlosesten Weise und mit größtem Geschick bemüht. Er besaß ein wahres Spürtalent, mit dem er die mancherlei Unregelmäßigkeiten sowohl bei der Konviktsspeisung als beim Ökonomen des freien studentischen Mittagstisches aufzudecken verstand. Er hatte diesen Mittagstisch überhaupt als erster ins Leben gerufen. Ich selbst hatte ihn dann nur in größerem Stil organisiert und durch starke Unterstützung mit Geldmitteln und freiwilligen Hilfskräften auf eine viel breitere Grundlage gestellt. So bedeutete sein Ausscheiden einen wirklichen Verlust.

Wie ich jetzt aus den Akten sehe, hatte schon am 30. November der studentische Ausschuß am schwarzen Brett der Universität die folgende Bekanntmachung erlassen:

„Der Ausschuß B gibt bekannt:

Nach dem Vorfall am Freitag, den 29. 11. 18, sind freiwillig aus dem Ausschuß ausgeschieden: die Herren B. und D. Zur Orientierung wird auf den Anschlag der beiden Herren am schwarzen Brett verwiesen.

Herr B. hat den größten Teil von drei Semestern der Ausschußtätigkeit gewidmet. Insbesondere dankt ihm die Studentenschaft die Einrichtung des Mittagstisches. Der Ausschuß spricht ihm hiermit für alle seine Verdienste seinen wärmsten Dank aus.

Erich Adler, cam., 2. Vorsitzender."

Verfolgung Landahls

Aufzeichnung vom 7./8. 12. 1918:

„Die Verhandlung in Dresden hatte Dienstag, den 3. Dezember, stattgefunden. Mittwoch früh lesen wir schon die ganze Abmachung in der Zeitung und auch die Post und das Reichsgericht ziehen ihre rote Fahne ein. Wir haben sie bis heute nicht mehr hinaufgetan. Arbeiter- und Soldatenrat hat sich nicht gerührt.

Aber er schäumt! Mittwoch abend erscheint plötzlich eine Abteilung von acht Mann bewaffnet bei Landahl, Härtelstraße 4. Müsse als besonders staatsgefährlich, weil gegenrevolutionär, verhaftet werden. Weil L. abwesend, rufen sie bereitstehende 80 Mann, die erst die Härtelstraße gesperrt hatten, und ziehen nach der Universität, die längere Zeit umstellt wird. Inzwischen ist L. ahnungslos in der Lesehalle, ißt in einer Wirtschaft zu Nacht und erfährt von allem erst zu Hause. Auf dem Arbeiter- und Soldatenrat, wo er sich freiwillig stellt, erklärt man ihm am andern Morgen, der Haftbefehl gehe nicht von ihnen aus,

sondern vom Überwachungsdienst des „Roten Soldatenbundes Kassel-Hof-Leipzig". Binden mit dieser Aufschrift trugen, wie ein anderer Student feststellte, die Verhaftenden. „Dann fordere ich wenigstens Schutz!" — Antwort: Sie unternehmen auch nichts gegen jene Gruppe. Es handelt sich also um eine rote Garde zur Unterstützung der „Unabhängigen" in Leipzig.

Habe sofort beim Ministerium telegraphisch und telephonisch protestiert — nach einigen Minuten wird das Telephon abgeschnitten, es sei keine militärische Stelle. Ich: „Aber militärische Angelegenheit und ich spreche mit meinem Ministerium." — „Tut nichts, Schluß!" — Langes Protokoll durch Eilbrief eingesandt. Wird denen in Dresden recht quer kommen — im Grund sind sie machtlos. Hörte, es sei Nahrung und Kohle noch knapper als nach den Zeitungen. Hungerrevolten recht möglich. Vermute, sie wollen, wenn das doch unvermeidlich, die Schuld auf die Universität laden und uns deshalb provozieren. Daher in meinem Anschlag am schwarzen Brett der Ausdruck „Vorwand". Jedenfalls stehen wir wieder auf dem Pulverfaß wie am Montag. Seger soll gesagt haben: „Uns kanns recht sein"."

Am Morgen des 5. Dezember (Donnerstag) ging bei mir ein langes Schreiben des Professors der englischen Philologie, Max Förster, ein mit der Bitte, dem vorgesetzten Ministerium Bericht zu erstatten. Nach diesem Schreiben sollte am 4. Dezember, abends 7½ Uhr, in den Räumen des englisch-romanischen Instituts ein Vortrag von Professor Ph. A. Becker für Neuphilologen stattfinden. Den Besuchern des Vortrages wurde der Eintritt in das Gebäude, Universitätsstraße 13, durch Mitglieder des Arbeiter- und Soldatenrats verweigert und erst auf

energischen Protest von Professor Förster der Zugang schließlich freigegeben. Wie sich später zeigte, war die Sperrung des Eingangs erfolgt, weil man annahm, der zu verhaftende Student Landahl habe sich in die Universität geflüchtet.

Über die den Studenten Landahl betreffenden Vorgänge berichtet weiter ein Protokoll mit den Aussagen der Studenten Schenderlein und Landahl.

Schenderlein: „Ich kam am 4. des Monats gegen ½ 8 Uhr abends in das Haus Härtelstraße 4, um dort Herrn Landahl in geschäftlicher Angelegenheit zu sprechen. Als ich in den 3. Stock kam, in dem Herr Landahl wohnt, sah ich einen Soldaten mit weißer Armbinde und einen Zivilisten im Gespräch mit der Wirtin Herrn Landahls stehen. Der Zivilist, der offenbar ein Student war, entfernte sich bald darauf. Mir wurde auf meine Frage von der Wirtin der Bescheid, daß Herr Landahl nicht zu Hause sei. Ich wollte nun das Haus wieder verlassen. Auf der Treppe fragte mich der Soldat, ob ich Student sei. Ich verweigerte die Auskunft mit dem Bemerken, daß ihn das nicht interessieren könne. Darauf verhinderte er mich, das Haus zu verlassen, indem er mich am Ärmel festhielt und sagte: „Ich muß Sie verhaften." Auf mein Verlangen gab er nach längerem Zögern seine Ausweispapiere. Aus denselben ersah ich, daß er „Sicherheitsdienst auf der Strecke Kassel—Leipzig—Hof" sei. Auf meinen Einspruch, daß ich mich einem Kasseler Soldatenrat nicht fügen könne, erwiderte er, der Ausweis berechtige ihn auch zur Verhaftung auf Leipziger Gebiet. Er wandte sich darauf nochmals an die Wirtin von Herrn Landahl und fragte sie, ob bei der vorausgegangenen Wohnungsdurchsuchung auch Mitglieder des Leipziger Soldatenrats zugegen gewesen seien. Die Wirtin

konnte keine Auskunft geben. Im weiteren Verlauf stellte sich heraus, daß man Herrn Landahl als „verdächtiges Individium" verhaften wollte, da sie den Befehl hätten, gegen alle verdächtigen Elemente vorzugehen. Der Soldat gelangte zu der Überzeugung, daß ich nicht Herr Landahl sein könne, und sah von meiner Verhaftung ab. Ich konnte ihm auf seine Frage auch versichern, daß ich nicht gekommen wäre, um Herrn Landahl zu warnen. Der Soldat schilderte mir, als wir uns in ein Gespräch eingelassen hatten, noch, wie man Herrn Landahl als gefährlichen Reaktionär betrachte. Die näheren Gründe für dessen Verhaftung seien aber Dienstgeheimnis, so daß er sie mir nicht sagen könne. Ich klärte nunmehr den Soldaten über die Persönlichkeit von Herrn Landahl auf, indem ich die Grundlosigkeit der Verdächtigungen erläutere. Daraufhin meinte der Soldat, nach dieser Schilderung seien sie doch noch nicht auf der Spur des Richtigen. Ich durfte ungehindert das Haus verlassen. Beim Heraustreten aus demselben pfiff der Soldat dreimal, was er auf meine Frage dahin erläuterte, daß diese Pfiffe Zeichen für seine Kameraden seien, daß nunmehr das Haus besetzt werden solle ... Die Angaben von Herrn Landahl über seine Verhandlungen mit dem Arbeiter- und Soldatenrat am Donnerstag abend im Rathause kann ich als richtig bestätigen."

Landahl: „... Als Herr Schenderlein mit dem Soldaten aus der Haustür trat, gab ein Soldat einen Pfiff, worauf mehrere bewaffnete Soldaten erschienen. Das Haus Härtelstraße 4 wurde besetzt und Herr Schenderlein entlassen. Der Wirtin ist nach Aussage derselben verboten worden, mir Mitteilung von den Vorkommnissen zu machen. Die Nachbarin hat mir aber inzwischen alle Vorgänge mitgeteilt. Danach sind zuerst acht bewaffnete Soldaten und später noch einmal zwei erschienen, die

ein eventuell vorhandenes Telephon besetzen wollten. Um dieselbe Zeit soll die Universität besetzt gewesen sein. Ich selbst war in der akademischen Lesehalle. Einige Kommilitonen teilten mir mit, daß die Universität besetzt sei und man mich wahrscheinlich suche. Ich unterbrach meine Lektüre nicht, sondern ging, wie beabsichtigt, ¾ 8 Uhr mit den Herren Meyer und Förster durch den Ausgang nach der Universitätsstraße, ohne angehalten zu werden. Ich habe weder am Abend noch am folgenden Vormittag von den Vorkommnissen erfahren. Mittags wurde ich im Burgkeller am Mittagstisch mit der Frage empfangen, warum ich verhaftet gewesen sei. Da ich nichts davon wußte, erklärte ich alles für ganz haltloses Gerede. Darauf teilte mir Herr Schenderlein das von ihm Erlebte mit, worauf ich mich entschloß, der Sache nachzugehen. Bei der Kriminalpolizei wies man mich an den Arbeiter- und Soldatenrat. Dorthin ging ich am Donnerstag Abend ½7 Uhr. Im Zimmer 300 des Rathauses wurde mir auf meine Frage mitgeteilt, daß der hiesige Arbeiter- und Soldatenrat meine Verhaftung nicht angeordnet habe, daß sie wahrscheinlich vom „Roten Soldatenbund" ausgehe. Auf meine weitere Frage, ob derselbe berechtigt sei, mich zu verhaften, wurde mir erklärt, eigentlich sei hier nur der Arbeiter- und Soldatenrat berechtigt. Ich könnte Verhaftung durch den Arbeiter- und Soldatenrat verlangen. Der Leipziger Arbeiter- und Soldatenrat würde aber nichts gegen den „Roten Soldatenbund", der sich über ganz Deutschland erstrecke, unternehmen. Weitere Auskünfte konnte ich nicht erlangen."

Welchen Wert man auf das Dingfestmachen dieses einzelnen Studenten legte, und welches Aufgebot von Machtmitteln darauf verwendet wurde, beweist ferner

ein an mich gerichtetes Schreiben eines Mitgliedes der Kreishauptmannschaft vom 5. Dezember:

„... Meine Tochter fand, als sie kurz vor ½8 Uhr abends in die Bachvereins-Probe nach der Frauenberufsschule wollte, von der Ecke Universitätsstraße—Schillerstraße— Thaerdenkmal durch 10—12 Militärpersonen ohne Gewehr eine Postenkette gezogen, die niemand in der Richtung nach der Universität durchließ. Auch meine Tochter hat erst nach mehrfachem Fragen und Betonen, daß sie in die Schule wolle, auf Grund der Entscheidung einer Zivilperson mit roter Armbinde, die mit in der Postenreihe stand, Durchlaß erhalten ... Einer der Posten hat meiner Tochter gegenüber erklärt, sie soll nur eine Viertelstunde warten, es werde nicht so schlimm werden... Aus eigener Beobachtung kann ich sagen: Als ich nach 7 Uhr von der Kreishauptmannschaft wegging, begegnete mir an der Einmündung der Kurprinzstraße in den Roßmarkt im festen Schritt ein Trupp Soldaten, den ich auf 60—80 Personen schätzte... Sie kamen in der Richtung von der Härtelstraße her... Auch unser Bürodiener W., der gegen ½8 Uhr an der Ostseite des Augustusplatzes in die Straßenbahn gestiegen ist, ist von Mitfahrenden — wohl weil er Uniform trug — gefragt worden, ob er wisse, warum der Augustusplatz abgesperrt sei. Es möchte also hiernach angenommen werden, daß der Zugang zur Universität nicht bloß von Süden her abgesperrt worden ist."

Die vorstehenden Berichte liefern den Beweis, wie stark geladen die Atmosphäre war, in der wir uns befanden. Trotz der in Dresden getroffenen Abmachung wurde jetzt noch nachträglich darauf gesonnen, den Urheber der Fahnenaffäre mit Gewalt dingfest zu machen. Noch tiefer

blicken läßt der Umstand, daß man auswärtige Truppen zu diesem Zweck nach Leipzig kommen ließ. Man fühlte sich nach der in Dresden gefallenen Entscheidung den Tausenden von Studenten gegenüber nicht mehr hinreichend stark, um die ehrgeizigen Pläne des Leipziger Arbeiter- und Soldatenrates, die auf eine unabhängige Republik Leipzigs gingen, auf eigene Hand durchzuführen. So hatte man sich für alle Fälle Zuzug von draußen verschrieben. Die Festnahme des einen Studenten sollte den Anfang machen, die akademische Jugend mürbe werden zu lassen. Andere wären vermutlich gefolgt.

Mir selbst blieb unter diesen Umständen nichts anderes übrig, als unter Einsendung des Materials beim Ministerium aufs allerentschiedenste gegen dieses Vorgehen zu protestieren und um schleunigsten Schutz der Universität zu bitten. Ich tat das am 6. Dezember telegraphisch und brieflich.

Das Ministerium hat denn auch nicht verfehlt, den Arbeiter- und Soldatenrat zu einer Äußerung über die Vorkommnisse aufzufordern und insbesondere darüber,

> „von welcher Stelle die Absperrung der Universität angeordnet worden ist, eine Maßregel, die das Ministerium als Eingreifen in die auch von der gegenwärtigen Regierung gewährleistete Lehrfreiheit der Hochschulen empfindet."

Auch gibt das Ministerium der Hoffnung Ausdruck, daß es dem Arbeiter- und Soldatenrat gelingen werde,

> „weiteren eigenmächtigen Handlungen des in der Aussage des Studenten Landahl erwähnten „Roten Soldatenbundes", dem in Sachsen keinerlei behördliche Befugnisse zuerkannt sind, nachdrücklichst entgegenzutreten und solche künftig unmöglich zu machen."

Auch dem Gesamtministerium hat Minister Buck das Ersuchen unterbreitet, alles zu tun, daß „der eigenmächtigen Tätigkeit des „Roten Soldatenbundes" in Sachsen ein Ende bereitet wird".

In der Tat hörte man von jenem „Roten Soldatenbunde" später nichts mehr. Die Leipziger Machthaber, besonders Seger, so gut sie wußten, daß Bajonette mehr bedeuten als Briefe vom grünen Tisch, waren doch auch wieder klug genug, ohne Not den Bogen nicht zu überspannen.

Heiteres Zwischenspiel

Daß in diesen bitterernsten Zeiten doch auch der Humor, der unfreiwillige wie der freiwillige, gelegentlich noch zum Wort kommen konnte, beweist der folgende heitere Vorgang. Von seiten eines Herrn Carl Schrörs ging mir unter dem 6. Dezember das folgende Schreiben des Arbeiter- und Soldatenrates zu:

„An den Prorektor der Universität Leipzig, Herrn Professor Kittel.

Im Auftrag des engeren Ausschusses des Arbeiter- und Soldatenrates geben wir Ihnen von folgendem Vorfall Kenntnis:

Am 4. Dezember ging das Mitglied unseres engeren Ausschusses Baufeld über den Augustusplatz, als gerade rote Fahnen aufgezogen wurden. Ihm folgten zwei junge Männer, und unter Hinweis auf Baufeld sagte der eine laut, daß er zwar schon manchen Idioten gesehen habe, aber keinen solchen, der täglich 25 Mark einstecke, um nichts zu tun, wie rote Fahnen herunter und herauf zu ziehen. Baufeld stellte den Mann zur Rede, worauf dieser ausfällig wurde.

Der nächste Schutzmann stellte den Namen des jungen Mannes fest und es ergab sich, daß es der Student ... war."

Selbstverständlich ließ ich den Studenten umgehend vor das Universitätsgericht laden. Er gab dort folgendes zu Protokoll:

„Ich ging Mittwoch, den 4. Dezember, mittags gegen 12 Uhr gerade über den Augustusplatz an der großen Fahnenstange, die nach der Goethestraße zu steht, vorüber, als dort von Mitgliedern des Arbeiter- und Soldatenrates rote Fahnen aufgezogen wurden. Im Vorbeigehen sagte ich zu einem mit mir gehenden Kommilitonen ... folgendes: „Das sind doch wirklich Idioten, daß sie die Fahnen immer wieder herunterholen. Sie geben doch dem Arbeiter- und Soldatenrat nur Gelegenheit, die Fahnen wieder aufzuziehen und dafür 25 Mark täglich in die Tasche zu stecken. Sie haben doch wirklich mehr zu tun, als rote Fahnen zu hissen. Sie sollten lieber für das Wohl der Stadt Leipzig sorgen."

Ich habe also mit Idioten nicht die Mitglieder des Arbeiter- und Soldatenrates, sondern diejenigen gemeint, die unbefugterweise die roten Fahnen herunter geholt hatten.

Es ist richtig, daß mich wegen meiner Worte ein Mann, der vor uns ging — er war in Uniform mit roter Armbinde —, zur Rede gestellt hat. Dieser faßte mich vorn am Mantel und zerrte mich etwa 20 bis 25 Schritt zu dem an der Kreuzung Grimmaische und Goethestraße stehenden Schutzmann, der uns schon entgegenkam. Dem Soldaten gegenüber habe ich nur gegen das unberechtigte Anfassen und Zerren mit durchaus ruhigen und sachgemäßen Worten protestiert ..."

Der Leser wird mir nachfühlen, daß es mir ein Vergnügen war, dem Arbeiter- und Soldatenrat als Antwort

auf sein Schreiben das Wesentliche dieses Protokolls im Wortlaut mitzuteilen. Ob er es wohl zu seinen Akten genommen hat?

Vorbereitung der Rektorwahl

Für Mittwoch, 4. Dezember, abends 6 Uhr war eine Senatssitzung anberaumt, in welcher ich über die Vorgänge der letzten Tage Bericht erstatten und die Verhandlungen über das Schicksal des Rektorates leiten sollte. Es war mir selbstverständlich, daß der Senat nicht zusammentreten durfte, ohne zuerst dem zurückgetretenen Rektor den Dank der Universität für seine selbstlose Arbeit in schweren Wochen und seine aufrichtige und uneingeschränkte Verehrung zum Ausdruck zu bringen. Mein dem Senat vorgelegter Entwurf fand einstimmige Annahme, und er war nicht nur mir, sondern auch dem Senat durchaus nicht nur eine Sache der Form, sondern entsprach der allgemeinen Wertschätzung, deren die lautere und unantastbare Persönlichkeit Professor Hölders sich jederzeit erfreut hatte.

Nach einem eingehenden Bericht über die Ereignisse seit der Erledigung des Rektorats mußte zur Frage der Wiederbesetzung des letzteren geschritten werden. Nach dem § 38 des Statuts hatte es der Senat in der Hand, darüber zu beschließen, ob der Prorektor in das Rektorat einzutreten habe oder ob eine Neuwahl anzuberaumen sei. Meine Erklärung in der Dozentenversammlung vom 30. November ebenso wie mein Verhalten in ihr hatten den deutlichen Beweis geliefert, daß ich persönlich den sehnlichen Wunsch hatte, die Verantwortung für die Leitung der Universität

in andere Hände übergehen lassen zu dürfen. Ich konnte diesem Wunsch um so eher unverhohlenen Ausdruck geben, als ich selbst wie meine Kollegen — soweit ich wahrnehmen konnte, einmütig — in Professor Seeliger den geeigneten Mann für das freigewordene Amt gefunden zu haben glaubte. Von dieser Überzeugung aus hatte ich auch von Anfang an Professor Seeliger als den künftigen Rektor behandelt und hatte ihn demgemäß zu allen wichtigen Angelegenheiten, besonders zu der Besprechung mit Seger und mit dem Ministerium, zugezogen. Es war nur die Konsequenz dieser Stellung, daß ich in der Sitzung vom 4. Dezember dem Senate mit großer Entschiedenheit das Einschlagen des zweiten ihm möglichen Weges, d. h. die Entscheidung für eine Neuwahl, empfahl. Ich begründete meinen Antrag vor allem damit, daß die vorjährige durch die Gesamtheit der Wahlberechtigten vollzogene Wahl unter gänzlich anderen Voraussetzungen erfolgt sei, daß es daher ein Gebot der Billigkeit sei, daß der Senat die Möglichkeit der Entscheidung über die Leitung der Universität unter den neuen Verhältnissen in die Hände der Gesamtheit zurücklege.

Über die Wahl Seeligers glaubte ich bei der allgemeinen Stimmung der Kollegen für ihn meiner Sache sicher sein zu können. Zwar hatte mir der studentische Vertretungsausschuß schon den Tag vorher ein Schreiben an den Senat überreicht, in dem er erneut der Überzeugung Ausdruck gab, daß die Studentenschaft „in diesen schweren Zeiten Herrn Professor Köster an der Spitze der Universität zu sehen hoffe". Allein ich hatte mich schon in der Dozentenversammlung davon überzeugt, daß Köster gerne zugunsten Seeligers verzichten werde, welche Erwartung auch nachher, sobald ich das Schreiben dem

Senate vortrug, von dem anwesenden Köster ohne Zögern bestätigt wurde.

Nun trat ein merkwürdiger Zwischenfall ein. Während die Sitzung in vollem Gang war und ich eben mit meinem Vortrag an den Senat beschäftigt war, dessen Inhalt ich soeben schon vorausgenommen habe, bringt mir der Pedell ein verschlossenes Schreiben mit der Adresse: „An den Akademischen Senat der Universität." Ich eröffne es während des Redens und überfliege zwischen meine Worte hinein seinen Inhalt. Es lautete:

> „Im Auftrag der sozialistischen Studenten der Universität erkläre ich, daß nur Professor D. Kittel unser Vertrauen zur Weiterführung der Rektoratsgeschäfte gehört.
>
> Eugen Ortner."

Ich war aufs höchste überrascht über diesen Vertrauensbeweis von einer Seite, von der ich ihn zuletzt erwartet hätte. Aber ich hatte keine Zeit, mich in Gedanken darüber zu verlieren, wie es kommen konnte, daß dieses Vertrauen ausgesucht einem Theologen ausgedrückt wurde und noch dazu einem solchen, dem wenige Jahre später, bei seinem Scheiden aus dem Lehramt, das teilweise sozialistisch geleitete Ministerium das besondere Zeugnis rückschrittlicher Gesinnung ausstellte. Mich beschäftigte, was ich dem Senat vorzutragen hatte, und dazwischen hinein die Frage, was ich mit dem Schreiben, das mich vollkommen ahnungslos traf, zu machen habe. Aber ich konnte in der Schnelligkeit zu keinem andern Ergebnis gelangen, als daß es, da es einmal an den Senat gerichtet war, meine einfache Pflicht sei, es dem Senate vorzutragen. Daß ich richtig geurteilt hatte, zeigte am folgenden Morgen

der Umstand, daß Herr Ortner sein Schreiben an den Senat gleichzeitig wörtlich an die Zeitungen gegeben hatte.

Kaum war ich in meinen Gedanken so weit, so wartete meiner eine noch viel peinlichere Überraschung. Die Studenten, denen ich kein Hehl daraus gemacht hatte, daß Professor Seeliger der zukünftige Rektor sein werde, hatten mich kurz vor der Sitzung aufgesucht und noch einmal mündlich auf Professor Köster hingewiesen mit der ausdrücklichen Betonung, daß sie für die Wahl Seeligers nicht eintreten könnten. Ich sprach ihnen mein Befremden darüber aus, mit dem Hinweis auf die anerkannte Tüchtigkeit und die allgemeine Beliebtheit Seeligers bei Professoren und Studenten. Ich wies sie ferner darauf hin, daß die Annahme durch Köster, dessen Wahl an sich mir und vielen ein lieber Gedanke wäre, aus familiären Gründen so gut wie ausgeschlossen sei, es also doch wohl bei Seeliger bleiben müsse. Ich glaubte damit diesen Widerspruch abgetan zu haben und ging in die Sitzung mit der festen Zuversicht, daß es bei der Kandidatur Seeligers bleiben werde.

Ich hatte nun eben halbwegs meinen Entschluß wegen des Schreibens des Studenten Ortner gefaßt und glaubte in Ruhe meine Anträge stellen zu können. Da wird mir, abermals mitten im Reden, ein verschlossenes, ebenfalls „An den Akademischen Senat der Universität Leipzig" adressiertes Kuvert überreicht. Ich öffne es im Weiterreden und überfliege es, um seinen Inhalt festzustellen. Es lautet:

> „Aus Anschlägen am schwarzen Brett und aus vielen an uns gerichteten Äußerungen von Kommilitonen geht hervor, daß die Studentenschaft Herrn Professor Dr. Seeliger nicht das zur Führung des

Rektorats erforderliche Vertrauen entgegenbringt. Wir halten uns für verpflichtet, dem Senat von dieser Tatsache Mitteilung zu machen, und verweisen auf unser Schreiben vom 1. 12.

Der studentische Vertretungsausschuß:
i. A. Heinrich Landahl, cand. phil."

Der Leser kann sich mein Erstaunen, nicht minder die Peinlichkeit meiner Lage, denken. Es war mir vollkommen klar, daß hier und im vorhergehenden Fall eine bewußte Absicht vorlag. Man wollte vermeiden, daß ich gegen dieses Schreiben Einspruch erhob. Indem man sich der mündlichen Erörterung entzog, mir auch nicht einmal Zeit zur Überlegung ließ, suchte man mich durch Überrumpelung in eine Zwangslage zu versetzen. War mein Entschluß, so sauer er mir wurde, schon im vorigen Falle gefaßt, so konnte er in diesem beim besten Willen, die peinliche Szene in Anwesenheit eines hochgeschätzten Kollegen zu vermeiden, nicht anders ausfallen.

Ich beendete also meine Rede und fuhr dann fort, ehe ich zur Eröffnung der Debatte schreite, habe ich die Pflicht, dem Senate von einigen an ihn gerichteten kurzen Schreiben aus dem Kreise der Studentenschaft Mitteilung zu machen. Ich verlas nun zuerst das Schreiben der Studenten betreffend Professor Köster, das der letztere sofort mit einem lauten: „Ganz ausgeschlossen!" beantwortete. Nun kam der Reihe des Eingangs nach das Ortnersche Schreiben. Ich schickte voraus, daß mir dieses Schreiben erst während der Sitzung und ohne daß ich es ahnen konnte, in den Saal geschickt sei, und daß ich, da es mich selbst betreffe, es am liebsten nicht verlesen würde. Aber der Senat habe das Recht auf an ihn gerichtete Schreiben. Nach Verlesung des zweiten mußte wohl oder übel das

dritte an die Reihe kommen. Ich sagte, endlich sei mir soeben vor wenigen Minuten ein weiteres Schreiben zur schwebenden Frage in den Saal gesandt worden, das vorzulesen mir um so peinlicher sei, als es eine schwere und unverdiente Kränkung eines anwesenden Herrn enthalte. Besonders schwer falle mir, daß es mir durch das Handeln der Studenten nicht einmal möglich gemacht gewesen sei, den Kollegen vorher zu verständigen. Die Verlesung verursachte, wie zu erwarten war, bei allen Anwesenden peinliches Aufsehen. Doch hat der Betroffene selbst sich in keiner Weise aus seinem Gleichmut bringen lassen, sondern sich mit derselben Lebhaftigkeit wie sonst an den Verhandlungen der noch eine Reihe wichtiger Gegenstände verarbeitenden Sitzung beteiligt. In der Rektoratsfrage beschloß der Senat meinem Antrag gemäß die Ansetzung einer Neuwahl auf den 9. Dezember.

Noch heute kann ich es nicht verstehen, wie die Studenten zu ihrer schroffen Haltung gegen Seeliger kamen. Es hatte sich zwar schon am Abend des 2. Dezember eine leichte Differenz zwischen Student Landahl und Professor Seeliger gezeigt. Aber sie konnte durchaus nicht als Grund für ein Mißtrauensvotum der Studentenschaft angesehen werden. Ich habe später Student Landahl einmal aufs Gewissen gefragt, was sie eigentlich gegen den doch allgemeine Achtung und Verehrung genießenden Professor Seeliger einzuwenden hätten. Er konnte mir nichts anderes erwidern als: auch sie hätten alle Hochachtung vor ihm, aber er habe eine so „väterliche" Art. Also es war im letzten Grunde nichts anderes als sein großes Wohlwollen gegen seine Studenten, für das er in seinem Institut berühmt war. Seit Jahren nannten

ihn seine Studenten voller Liebe und Verehrung nicht anders als „Vater Seeliger". Aber aus jungen Studenten waren inzwischen gereifte Männer geworden, die aus dem Krieg heimkamen und anderes verlangten. Trotzdem halte ich es heute noch für ein Unrecht, daß Seeliger eine so schwere Kränkung zugefügt wurde, zumal ich auch jetzt noch die Überzeugung habe, daß er der Schwierigkeit der Lage voll gewachsen war.

Wie ich nachträglich aus den Protokollen des studentischen Vertretungsausschusses ersehe, haben auch dort wenigstens einzelne Stimmen sich gegen die Kränkung gewandt und betont, daß das Schreiben nicht auf einem Beschluß des Ausschusses beruhe. Auch haben die Studenten später eine Erklärung abgegeben, die aber an der Sache nichts ändern konnte.

Auf der anderen Seite kann ich nicht umhin, meinem inzwischen verstorbenen Kollegen Seeliger das Ehrenzeugnis auszustellen, daß er die unverdient ihm zugefügte Kränkung mit großer Würde trug, und daß er sich das ganze Jahr hindurch mit derselben Freudigkeit an den Geschäften beteiligt hat, ohne je daran zu denken, sei es mir, sei es den Studenten zu grollen.

Aufzeichnung vom 7./8. 12. 1918:

„Aus der ganzen Lage folgt für mich, daß der von Gott mit siebenfacher Blindheit geschlagen sein müßte, der jetzt den Ehrgeiz hätte, Rektor sein zu wollen. Ich danke Gott, daß ich das Schifflein acht Tage durch die tosenden Wogen gebracht habe und freue mich, daß morgen Wahl ist. Wir Kollegen dachten schon vor acht Tagen an Seeliger. Aber schon damals redeten die Studenten von Köster. Inzwischen haben sie an den Senat in diesem Sinne

geschrieben, und da sie mir erst mündlich gesagt hatten, daß sie auch gegen Seeliger und mich nichts hätten, so erklärten sie mir Mittwoch vor der Sitzung, sie seien jetzt entschieden gegen Seeliger. Von mir schwiegen sie. In die Sitzung selbst sandten sie mir ein Schreiben, desgleichen die sozialistische Gruppe, diese für mich, jene gegen Seeliger. Tolle Gesellschaft! Was wird, weiß niemand! Seeliger ist jetzt kaum möglich. Es würde sich vermutlich der Fall Hölder wiederholen, nachdem der Löwe Studio Blut gerochen. Köster ist aus bekannten Gründen auch ausgeschlossen, lehnt bestimmt ab, wie jetzt auch Seeliger. Auf das hin machen es meine Fakultätsgenossen mir zur Pflicht; die Liste der gewesenen Rektoren sei erschöpft und hier gehöre ein Erprobter her. Ebenso mein Justizrat. Mir graut vor dem Gedanken, und ich würde vor allem den Studenten gegenüber, unter denen allmählich auch die Gutgesinnten gebieterisch und terroristisch geworden sind, ganz bestimmte Bedingungen stellen, die sie vermutlich nicht eingingen. Aber ich habe auch das bestimmte Gefühl, daß die Philosophische Fakultät, der das Jahr eigentlich gehört, es nur schwer über sich bringen wird. Wenn es wenigstens ein Jurist wäre! Aber ausgesucht ein Theolog gerade jetzt, wo manche von der Aufhebung der theologischen Fakultäten reden; und dazu der Vertrauensmann der Sozi — wie könnten manche werte Kollegen das über sich bringen? Das wird vielleicht meine Rettung sein!"

Die Wahl

Auf den 9. Dezember war die Neuwahl des Rektors angesetzt. Ich ging dem Tag mit dem Wunsch entgegen, der Verantwortung bald ledig zu sein und meiner Arbeit

wieder geschenkt zu werden. Aber ich mußte, war ich nicht vollkommen blind, auch sehen, daß es vielleicht anders kommen konnte. Der offenkundige Mangel an noch verfügbaren Kandidaten, dazu zahlreiche Andeutungen von Kollegen, zeigten mir, in welcher Richtung die überwiegende Stimmung zu gehen schien. Auf der anderen Seite hatte eine Gruppe der Philosophischen Fakultät mir offen mitgeteilt, daß sie im ersten Wahlgang für einen der Ihren eintreten werde, da das Jahr einmal der Philosophischen Fakultät gehöre. Bei der strengen Reihenfolge der Fakultäten, nach der in Leipzig, wenn irgend möglich, das Rektorat vergeben wird, konnte ich die Absicht nur natürlich finden und ich begrüßte sie um so ehrlicher, als der von jener Gruppe Erkorene eine Persönlichkeit war, der auch ich, wenngleich sie das Rektorat noch nicht versehen hatte, mit bestem Gewissen meine Stimme geben konnte.

Ich selbst hatte nach dem Statut die Wahl zu leiten. Nach der Zählung und Verlesung der Stimmzettel hatte ich zu verkünden, daß sofort im ersten Wahlgang eine sehr starke absolute Mehrheit der Stimmen sich auf mich vereinigt hatte. Ich hatte als Vorsitzender sozusagen die Frage an mich selbst zu richten, ob ich die Wahl annehme. Ich beantwortete sie, indem ich mit dem Wort begann, das ich tags zuvor in mein Tagebuch geschrieben hatte: „Derjenige müßte mit siebenfacher Blindheit geschlagen sein, der jetzt den Ehrgeiz hätte, Rektor sein zu wollen." Ich dankte dann meinen Kollegen für den überwältigenden Beweis des Vertrauens, den sie mir durch die Wahl zum Ausdruck gebracht haben, fuhr aber darauf fort, ich könne ihnen und mir nicht verhehlen, daß unter der erdrückenden Schwierigkeit der Verhältnisse für die nächste Zeit nie-

mand für sich gutstehen könne. Auch beim besten Willen, der Schwierigkeiten Herr zu werden, müßte ich doch damit rechnen, daß mir auf irgend eine Weise dasselbe zustoßen könne wie dem leider abgegangenen Rektor. Ich bat daher meine Kollegen, entweder von mir abzusehen oder mir wenigstens eine kurze Bedenkzeit zu gewähren. Ich müsse mir alles noch einmal durch den Kopf gehen lassen, insbesondere mich mit den Studenten, die ja an dem Gang, den die Dinge genommen haben, einen wesentlichen Anteil hätten, ins Benehmen setzen.

Zwei Redner, Payr und Brandenburg, hielten mir entgegen, der erste, es sei dringend erwünscht, daß ich sofort die Entscheidung treffe, der zweite, die Kollegen bäten dringend, daß ich meine Entscheidung nicht von den Studenten abhängig mache. Das würde einen üblen Vorgang schaffen und den falschen Schein wecken, als stünde den Studenten eine Verfügung über das Rektorat zu. Dagegen versicherten die Kollegen mir aufs neue, daß sie volles Vertrauen zu mir hegen und daß sie, was immer kommen möge, einmütig hinter mir stünden.

Meine Absicht war nicht gewesen, die Annahme von den Studenten abhängig zu machen, wohl aber mit ihren Führern mich dahin zu verständigen, daß sie sich verpflichteten, wenn je Differenzen entstehen sollten, sich erst vertrauensvoll mit mir zu besprechen und nicht gleich das schwere Geschütz des Mißtrauensvotums aufzufahren. Aber ich konnte, nachdem ich jenen Schritt aus naheliegenden Gründen nicht früher getan hatte, mich den Gründen Professor Brandenburgs nicht verschließen und war zugleich durch die mir gegebene Zusage tief bewegt. So erwiderte ich kurz: „Wenn Sie so denken, meine Herren, so wäre es Fahnenflucht, sich zu entziehen. Einen

Fahnenflüchtigen sollen Sie nicht gewählt haben — ich nehme die Wahl an."

Damit war für mich der Würfel gefallen. Daß ich ein bewegtes Jahr vor mir hatte, war mir von Anfang an klar. Aber wenn ich zurückblicke, kann ich nur mit Dank bekennen, daß meine Kollegen ihr Wort redlich gehalten haben, und daß nicht minder auch die Studenten die Erwartung, die ich auf sie setzte, wohl gerechtfertigt haben. Ich darf es als eine besondere mir gewordene Gunst buchen, daß es nie, weder mit der einen noch mit der anderen Seite, zu irgend welchen Reibungen kam, und daß ich sowohl im Senat als in fast zahllosen Kommissionsberatungen, sowohl in den mancherlei Professorenversammlungen als bei den einzelnen Kollegen, sowohl bei der Studentenschaft als bei deren Ausschuß durchweg das größte Entgegenkommen fand.

Einer der Gründe dieses günstigen Verlaufes mag auf der Seite der Studentenschaft vielleicht in dem Umstand gelegen haben, daß gerade deren linksgerichteter Teil mir ihr besonderes Vertrauen ausgesprochen hatte. Die Gruppe war nicht groß. Aber sie konnte, wie die Dinge lagen, leicht ernste Schwierigkeiten machen. Ich habe mich oft besonnen, was eigentlich in aller Welt mir, der ich nie politisch oder sonst außerhalb meiner Wissenschaft hervorgetreten war, und der ich als Theologe doch selbstverständlich auf anderem Boden stehen mußte als die überwiegende Mehrheit dieser Gruppe, jenes Vertrauen eingetragen haben mochte. Aber ich habe absichtlich nie jemand darüber gefragt. Schon das bloße Fragen hätte das vollkommen Ungesuchte und Ungewollte dieses Zustands um seinen besonderen intimen Charakter gebracht. Es gibt gewisse Dinge, über die man am besten nicht spricht.

Erst heute, da ich mit Hilfe der Akten und der Tageszeitungen das Ganze besser übersehe, ahne ich die Gründe.

Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" bemerken in ihrer Besprechung der Neuwahl:

> „Gerade in unseren heutigen Tagen der politischen Erregung dürfte es, um zu zeigen, daß er auch die Universitätsfrage nur vom Standpunkt der Wissenschaft auffaßt, angezeigt sein, an ein Wort zu erinnern, das Professor Kittel in der Universitäts-Jubiläums-Nummer der „Leipziger Neuesten Nachrichten" im Jahre 1909 veröffentlichte: „Man hört manchmal sagen: Politik verderbe den Charakter, Wissenschaft fördere ihn. Die Wissenschaft hüte sich, darauf zu pochen. Als wahrheitsliebende Dame wird sie sich fragen, ob sich nicht vielleicht auch in ihre heiligen Hallen schon hier und da einzelne „Politiker" einzuschleichen wußten!" [1])"

In demselben Sinn schreibt die radikale „Leipziger Volkszeitung": In dem Streit der politischen Parteien in der Studentenschaft habe meine Wahl wie eine Klärung gewirkt.

> „Professor Kittel will, daß die Universität nur der Wissenschaft diene. Wir teilen diesen Standpunkt."

Dazu stimmt merkwürdig die Erklärung des Stud. B. vor dem Universitätsgericht zur Begründung seines stillen Protestes gegen das von Stud. Landahl in der Versammlung vom 2. Dezember ausgebrachte Hoch auf die akademische Freiheit:

---

1) Mein eigentlicher Sinn in jener Jubiläumsnummer war freilich ein etwas anderer gewesen. Indem ich „Politiker" in Anführungsstriche setzte, wollte ich andeuten, daß meiner Erfahrung nach die Wissenschaft keinen Anlaß habe, sich selbst als Schutz gegen moralische Schwächen aller Art anzusehen.

„Wenn das Hoch von Herrn Prorektor Kittel ausgebracht worden wäre, so hätte ich mit Sympathie eingestimmt, da ich der Überzeugung bin, daß Herr Geheimrat Kittel es so gemeint hätte, wie ich den Begriff der akademischen Freiheit auffasse: volle Freiheit in der Ausübung der Wissenschaft."

Von der Studentenschaft dagegen nahm B. an, daß sie die akademische Freiheit wesentlich nur für ihre eigene politische Überzeugung in Anspruch nehme.

Das „Leipziger Tageblatt" andererseits begrüßte meine Wahl mit der Bemerkung:

„Die Studentenschaft verdankt ihm die Einrichtung des Kriegs-Mittags- und Abendtisches im Burgkeller, für den er namhafte Summen zusammenbrachte. Auch auf dem Gebiet der Verbesserung des studentischen Wohnungswesens hat er sich hervorragend verdient gemacht und durch Einrichtung von Wohnungen für kriegsbeschädigte Studierende ein Beispiel auf diesem Gebiet geschaffen."

In der Tat hatte ich beim Niederlegen des Amtes im Oktober 1918 als eine der Eigentümlichkeiten des verflossenen Rektorjahres bezeichnet, daß jetzt zum erstenmal die Universität die Pflicht der sozialen Fürsorge für die Studentenschaft klar erkannt habe.

Ich glaube, in diesen Äußerungen ist der Schlüssel zu suchen. Mein gänzlich unpolitischer Charakter auf der einen Seite und mein kräftiges Einschreiten für die soziale Fürsorge auf der andern hatte jener Studentengruppe den Eindruck vermittelt, daß das Amt in meinen Händen nicht schlecht aufgehoben sei.

Doch soll das von mir über diese Gruppe der Studentenschaft Gesagte keineswegs so verstanden werden, als hätte

ich nur einen Augenblick daran gedacht, mich auf sie zu stützen. Ich hatte das nicht nötig und hätte, wenn es der Fall gewesen wäre, es nie getan. Für mich war die Studentenschaft ein Ganzes, und, wo etwa Gegensätze gelegentlich zutage traten, da sah ich meine Aufgabe lediglich darin, sie soweit auszugleichen, daß sie dem Interesse der Universität nicht hinderlich sein konnten. So konnte ich denn mit gutem Grunde am Ende des Jahres in meinem Rechenschaftsbericht mit Dank bekennen, daß mir neben dem hilfreichen Mitwirken der Kollegen besonders die mir oft in rührender Weise entgegentretende vertrauensvolle Zuneigung der Studentenschaft eine der köstlichsten Gaben meines Lebens geworden sei.

★

Das „Wesen der Philosophie"

Schon wenig mehr als eine Woche nach der Wahl des Rektors fuhren die Studenten in die Weihnachtsferien. Bis dahin und während der Weihnachtspause hatten wir Ruhe. Kaum aber waren die Vorlesungen wieder eröffnet, so sollte der Tanz aufs neue beginnen und er riß nicht ab, bis tief in den Frühling hinein.

Während der Gegensatz zwischen den bürgerlichen Kreisen und der revolutionären Regierung sich im ganzen in ruhiger Weise auswirkte, vertiefte sich die Kluft zwischen der letzteren und der äußersten Linken, in der sich die Spartakusleute mit den bolschewistisch Gesinnten zusammengefunden hatten, immer mehr.

In Berlin fanden schon an Weihnachten erbitterte Kämpfe statt, die zahlreiche Opfer forderten. Die Unruhen setzten sich im Januar 1919 fort und erreichten schließlich in tagelangen Straßenschlachten ihren Höhepunkt, bis es der Regierung Ebert-Scheidemann endlich gelang, am 12. Januar der Spartakusleute, an deren Spitze Ledebour, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg standen, Herr zu werden. Da Sachsen und besonders Leipzig von Anfang an stark unter dem Einfluß der radikalen Strömung gestanden hatte, so wirkte die Bewegung sich naturgemäß hier besonders aus. Der Arbeiter- und Soldatenrat stellte sich offen auf die Seite der Oppo-

sition und forderte die Beseitigung der „schmachvollen“ Regierung Ebert-Scheidemann. Er ließ in seinem Bereich die zum Schutz der Regierung nach Berlin zusammengezogenen Truppen gewaltsam aufhalten, was zu einem blutigen Zusammenstoß am Bahnhof Leutzsch bei Leipzig führte. Und als die Entscheidung in Berlin immer näher rückte, veranstaltete er am 11. Januar 1919 einen Sympathiestreik für die Leipziger Arbeiterschaft. In neun Lokalen fanden Massenversammlungen statt, in denen scharfe Entschließungen gegen die Regierung Ebert-Scheidemann angenommen wurden. Aus den Lokalen zogen die Teilnehmer zum Augustusplatz, wo ein Redner den andern ablöste. Die Schlußansprache hielt Seger, der noch einmal in schärfster Tonart die Beseitigung der Regierung forderte.

Die Universität hatte keinen Anlaß, sich um die Demonstration zu kümmern. Wollten Studenten der Neugier halber oder aus Überzeugung hingehen, so war es ihre Sache. Unsere Vorlesungen aber gingen ruhig ihren Gang, und auch von draußen her dachte zunächst niemand daran, uns zu behelligen. Nun war auf 12 Uhr die Antrittsvorlesung des neuernannten außerordentlichen Professors der Philosophie Bergmann über „Das Wesen der Philosophie“ angesetzt. Sie sollte in dem großen Hörsaal an der Wandelhalle stattfinden, da die Aula des Kohlenmangels halber nicht geheizt werden konnte. Solche Antrittsvorlesungen sind immer ein Ereignis und locken, besonders wenn das Thema von allgemeinerem Interesse ist, ein zahlreiches Publikum nicht nur aus der Studentenschaft, sondern auch aus der Stadt an. Durch irgend einen Unverständigen muß draußen auf dem Augustusplatz die

Parole ausgegeben worden ſein, in der Univerſität finde eine große Verſammlung ſtatt. Was konnte die Verſammlung wollen? Bei der Spannung zwiſchen dem Arbeiter- und Soldatenrat und der Studentenſchaft war es für viele der draußen Verſammelten ſelbſtverſtändlich, daß es ſich hier um eine Gegenaktion handelte. So war der Entſchluß gefaßt, ſie zu hindern.

Es beſteht der Brauch, daß der Dekan der Fakultät mit dem Redner ſich zur gegebenen Zeit beim Rektor in deſſen Amtsraum einfindet und daß dann Rektor und Dekan den Redner in ihre Mitte nehmen und ihn unter Vorantritt des Pedells feierlich zum Katheder geleiten. Während ſchon kurz vor 12¼ Uhr der Dekan und der Redner im Rektorat anweſend waren, meldeten mir plötzlich Studenten, in der Wandelhalle ſei das Volk eingedrungen und wolle die Abhaltung der Vorleſung hindern. Ich begab mich ſofort in die Wandelhalle, wo ich eine ungeheure Menge Menſchen in fieberhafter Erregung vorfand. Auf meine Frage, was die Erregung zu bedeuten habe, ergab ſich ſofort, daß in der Menge der Glaube verbreitet worden war, die Vorleſung ſolle eine Gegendemonſtration gegen die auf dem Auguſtusplatz ſtattfindende politiſche Verſammlung darſtellen. Natürlich war es unmöglich, jedem einzelnen den wahren Sachverhalt klar zu machen. Es gelang mir aber verhältnismäßig raſch, die eigentlichen Führer zu ermitteln. Es waren: ein jüngerer Herr in wohlgepflegtem Bürgerkleide und ſchmuckem Pelzmantel und ein reiferer Mann im Arbeitsgewande. Der erſtere war keinerlei Vorſtellung zugänglich — begreiflich, er mußte ja die Wahrheit wiſſen. Der letztere ließ ſich durch ruhige Darſtellung des Tatbeſtandes, daß „Das Weſen der Philoſophie" doch unmöglich das ge-

eignete Thema einer Gegendemonstration darstellen könne, sowie daß die Vorlesung schon vor Wochen geplant und längst öffentlich angekündigt war, überzeugen und half der Vernunft zum Siege. Ein Wink von ihm genügte, die Menge zum Verlassen der Universität zu bewegen.

Mißhandlung Professor Weules

Die Unruhen sollen allein in Berlin 400 bis 500 Tote und mehrere Tausend Verwundete gekostet haben. So war die Erbitterung gegen die Anstifter der sinnlosen Schreckensherrschaft nur zu verständlich. Liebknecht und Rosa Luxemburg waren geflüchtet. Aber als es gelang, ihrer habhaft zu werden, wurde Liebknecht, wie es heißt, infolge eines Fluchtversuches getötet. Rosa Luxemburg wurde gleichfalls im Zusammenhang mit den Ereignissen gewaltsam beiseite gebracht. Diese Vorgänge, die man von jedem Standpunkte aus bedauern mußte, konnten nicht verfehlen, überall im Reiche, besonders aber wieder in Sachsen und in Leipzig, die Parteifreunde der Unterlegenen aufs neue auf den Plan zu rufen. Am 17. Januar fanden abermals gewaltige Demonstrationsversammlungen auf dem Augustusplatz statt. Wir hatten auch diesmal keine Veranlassung, amtlich von ihnen irgend welche Kenntnis zu nehmen. Unsere Vorlesungen und Übungen gingen ihren gewöhnlichen Gang. Wegen des Kohlenmangels wurde nicht in den Hauptgebäuden der Universität, sondern zumeist in den anliegenden Seminaren und Instituten gelesen. Die Massenkundgebung nahm zum Teil einen sehr stürmischen Verlauf. Von mehreren Rednern wurde außer dem Sturz der Regierung besonders

der Generalstreik und die Bewaffnung des Proletariats gefordert.

Diesmal wurde die Universität erheblich mehr in Mitleidenschaft gezogen als am 11. Januar. Die Menge war augenscheinlich durch die Berliner Vorgänge und die aufreizenden Reden wesentlich stärker aufgepeitscht. So bedurfte es nur eines geringfügigen Anlasses, sie in wilde Wut zu versetzen. Das wohlgemeinte, aber in diesem Moment kaum zeitgemäße Vorgehen des verdienten, inzwischen verstorbenen Professors der Völkerkunde, Karl Weule, brachte den Zündstoff zur Entladung und ließ ihn selbst zum unschuldigen Opfer eines Mißverständnisses werden.

Ich hatte die Universität nach keiner Seite hin, auch nicht gegen den Augustusplatz, abschließen lassen. Der Grund liegt auf der Hand. Ein einzelnes verschlossenes Tor bedeutet einer Menge von Zehntausenden gegenüber nichts: wollten sie eindringen, so konnten sie durch die Fenster des Erdgeschosses ohne Schwierigkeiten einstürmen. Schließung des ganzen Betriebes hätte Beteiligung am Streik bedeutet. Mir schien nach sorgfältiger Überlegung ruhiges Weiterarbeiten, als ginge uns die Sache nichts an, das richtigste.

Über das Erlebnis Professor Weules orientiert am besten sein eigener Bericht:

> „Ich ging gestern in der 12. Stunde in die Universität ... Da ich das Vorzimmer des Rektorats voll von Studenten fand, kehrte ich unverrichteter Dinge wieder um. Vom Portal aus bemerkte ich, daß ein Haufen von Demonstranten von der Goethestraße her kam; mit ihm vereinigte sich der größte Teil des anderen Haufens, der schon vorher am Mendebrunnen demonstriert hatte. Ein neben mir stehender

Herr äußerte in diesem Augenblick zu einem Universitätsbeamten, es sei doch wohl angezeigt, die Universität zu schließen. Die Antwort lautete, das dürfe nur auf Anweisung geschehen. Unschlüssig stand der große Haufe unmittelbar vor dem Portal. Instinktiv ergriff ich in diesem Moment den rechten Flügel der Eisentür, während eine jüngere Frau den linken zuzuschlagen suchte. Ich hatte Mühe, den Riegel in die Bodenvertiefung hineinzubringen, so daß ein vollständiger Verschluß der Tür vermutlich gar nicht erfolgt ist. Ich kann dies nicht beurteilen, da ich sofort zurücktrat und meinen Weg nach der Universitätsstraße zu nahm. Im hinteren Teil der Wandelhalle hörte ich ein wildes Gebrüll und sah, wie ein ganzer Trupp aufgeregter Demonstranten wie wild hinter mir her stürmte. Ganz von selbst setzte auch ich mich in Laufschritt und kam glücklich bis in die Universitätsstraße, wo die ersten meiner Verfolger mich etwa vor der Ohmeschen Buchhandlung einholten. Man schlug von allen Seiten auf mich ein, wobei mein Hut verloren ging. Es gelang mir, mich meinen Gegnern zu entreißen und in einen benachbarten Laden zu entfliehen. Dort war ich im Nu von neuem eingeholt, wurde von allen Seiten mißhandelt, zu Boden geworfen, getreten und geschlagen. Von dem Laden aus schleppte man mich in einem dichten Knäuel über die Universitätsstraße hinweg durch die ganze Universität hindurch bis auf den Augustusplatz, wo man zwischen dem Straßendamm und dem Mendebrunnen halt machte, um zu beraten, was mit mir geschehen solle. Auch hier versuchte jeder der ungezählten Andrängenden, mir eins auszuwischen, so daß ich Mühe hatte, die von allen Seiten heranwirbelnden Schläge zu parieren. Dabei fühlte ich in mehreren meiner Taschen fremde Hände, die ich mit der anderen Hand abwehren mußte. Ob diese Hände nach Waffen such-

ten, weiß ich nicht; ich will es aber annehmen. Hier gelang es mir endlich auch, mir sekundenweise Gehör zu verschaffen. Auf meine dringenden Fragen, wessen man mich beschuldige, schrie man von allen Seiten auf mich ein. Doch war das Wesentliche, ich habe geschossen, worauf ich erwiderte, das setze doch Waffenbesitz meinerseits voraus. Nein, ich habe Liebknecht beschimpft, war die weitere Beschuldigung. Als ich das energisch bestritt, erklärte ein Soldat mich für verhaftet. Allmählich einigte man sich auf meinen Abtransport nach dem Tivoli. Als der Knäuel sich etwa vor dem Rentamt befand, näherte sich von der Goethestraße her ein Lastauto mit Matrosenbesatzung. Man versuchte, mich hinten auf den Wagen zu werfen, doch gelang es mir, mich zu befreien und sehr rasch neben dem Wagenlenker unter dem Schutzdach Platz zu nehmen. Auch hier wurde ich noch von einem besonders heftigen Mann wütend angegriffen, so daß ich mich seiner Stöße und Schläge nur mit äußerster Mühe erwehren konnte. Endlich fuhr der Wagen ab und brachte mich nach dem Tivoli. Beim Übergang vom Wagen in das Haus drohte man mich von neuem zu prügeln, doch wehrte der Mann, der mich am Kragen hatte, die Angreifenden mit der Bemerkung ab: „Laßt man, der hat schon genug gekriegt." Darauf ergriff ein anderer — soviel ich mich erinnere, ein Matrose — meinen Arm und drängte mich an den im Flur aufmarschierten Mannschaften vorbei ins Innere des Hauses, wo ich in ein kleines Zimmer geführt wurde. Auf mein Verlangen, sofort vernommen zu werden, entgegneten zunächst einige jüngere Soldaten, ich habe gar nichts zu verlangen. Doch erschien im selben Augenblick ein Matrose, der sich als Soldatenrat vorstellte. In dem Verhör behaupteten dieselben jüngeren Soldaten einesteils, ich habe geschossen, während von anderer Seite immer wieder betont wurde, ich habe auf

Liebknecht geschimpft. Eine körperliche Untersuchung ergab meine vollkommene Waffenlosigkeit. Meine dahingehende Aussage, daß es mir gar nicht eingefallen sei, auf Liebknecht zu schimpfen, fand zunächst keinen Glauben. Erst als ich auf Befragen aussagte, daß ich der Direktor des Grassimuseums sei, schien meine Glaubwürdigkeit zu wachsen. In der nunmehr folgenden, nicht gerade freundschaftlichen, aber doch zwangloseren Unterhaltung wurde mir auf meine Frage, warum man gerade mich so fürchterlich verhauen habe, geantwortet, das sei mir ganz recht geschehen; so würde es noch manchem andern passieren. Auf meine weitere Frage, was nun mit mir geschehen solle, wurde von einer Seite angeregt, man solle mich hinausjagen. Ich protestierte dagegen mit dem Hinweis, daß ich so lange in dem Lokal bleiben werde, bis man mir eine absolut ausreichende Bedeckung für den Weg nach dem Grassimuseum zusichere, was allerdings abgelehnt wurde. Schließlich hat mich ein etwas verständigerer Soldat durch das Gastzimmer auf die Windmühlenstraße begleitet, von wo ich den Weg durch die Härtelstraße nach dem Grassimuseum genommen habe, auch jetzt noch verfolgt von Schmährufen einzelner ...

Karl Weule."

Eindringen in die Universität

Die unerhörte Roheit der Professor Weule zuteil gewordenen Behandlung bedarf keines Wortes. Leider aber hatte sich die Wut der Menge an diesem einen Opfer noch nicht erschöpft. Da die meisten das, was vorangegangen war, unmöglich hatten selbst beobachten können, so hatte sich, vermutlich durch die unbedachte Aussage eines ein-

zelnen, rasch die Meinung verbreitet, in der Universität sei von einem Professor geschossen worden. Bei der Gereiztheit gegen die Universität, die durch die Niederlagen des Arbeiter- und Soldatenrats in der Fahnenfrage nicht gemildert war, fand das Gerücht rasch Glauben. So scheint die Parole ausgegeben worden zu sein, die Universität müsse abgeriegelt und alle in ihr Befindlichen auf Waffen untersucht werden. Auf diese Weise hoffte man des oder der Schuldigen sicher habhaft zu werden. Was sich ereignete, geht aus den folgenden Protokollen hervor, die ich nebst der protokollarischen Aussage des Professors Weule sowie einem von mir selbst verfaßten Bericht an das Ministerium einsandte.

Professor Bethe: „Ich traf heute mittag 12.30 Uhr in der Wandelhalle der Universität einen Haufen von Soldaten und Zivilisten, die Herrn Geheimrat Volkelt auf Waffen untersuchen wollten. Da er das verweigerte, drangen sie lebhaft unter Drohungen auf ihn und mich ein und erklärten uns im Weigerungsfalle für verhaftet. Die Aufforderung, sich zu legitimieren, lehnten sie drohend ab. Als ich fragte, ob sie sich von mir untersuchen lassen würden, erklärten sie „Ja" und ließen es zu. Daraufhin gestatteten auch Geheimrat Volkelt und ich die Untersuchung."

cand. phil. Landahl: „12.15 Uhr drangen plötzlich in die Wandelhalle eine Reihe von Soldaten und Zivilisten ein und riefen allen darin befindlichen Studenten und Studentinnen zu, sie sollten stehen bleiben. Darauf wurden auch die hinteren Ausgänge besetzt und alle Anwesenden, Herren und Damen, auf Waffen untersucht. Es wurden Handtaschen, Rock- und Manteltaschen genau untersucht. Nur nach der Untersuchung durfte man die Universität verlassen ..."

stud. theol. Martin Meinel: „Auf Grund der Vorgänge in der Wandelhalle holte ich Se. Magnifizenz den Herrn Rektor aus dem Institut. Als wir in die Wandelhalle eintraten, verhandelte ich, während Se. Magnifizenz sich mit Zivilisten und Soldaten auseinandersetzte, mit Arbeitern, indem ich das Hausrecht des Rektors verteidigte. Ich wollte verhindern, daß man Se. Magnifizenz auf Waffen durchsuchte. Mit den Worten: „Das ist auch so einer!" ergriff mich ein Arbeiter vorn an Brust und Kehle, suchte mich zu Boden zu drücken und holte zum Schlage aus. Durch das Dazwischentreten anderer Arbeiter wurde er daran gehindert. Darauf untersuchte man mich nach Waffen."

Mein eigener Bericht an das Ministerium lautete:

„Heute mittag 12¼ Uhr wurde ich nach eben begonnener Vorlesung aus meinem Seminar, Universitätsstraße 13, von zwei Studenten nach dem Universitäts-Hauptgebäude geholt, da dort von Demonstranten Gewalttätigkeiten gegen Universitätsangehörige verübt würden. Ich begab mich sofort hinüber und wurde beim Betreten des hinteren Eingangs (vom Hofe her) von einer Anzahl Soldaten und Zivilisten angehalten mit der Aufforderung, mich auf Waffen durchsuchen zu lassen. Ich weigerte mich aufs bestimmteste, diesem Verlangen Folge zu geben, und fragte nach Recht und Grund für dasselbe. Es wurde mir die Antwort: „Es haben zwei Herren Waffen gehabt, einer — ein Professor — sie sogar gebraucht. Daher müssen alle Aus- und Eingehenden untersucht werden." Einer Vollmacht, nach der ich sie fragte, bedürfen sie nicht. „Das Volk draußen ist unser Ausweis." Ich forderte kategorisch, daß sie sofort das Gebäude verlassen und sich nicht unterstehen, mich oder einen Studenten anzutasten, und schritt unbehelligt durch ihre Reihen nach dem Haupteingang zu. Dort kamen mir die Herren Geh.

Hofrat Volkelt und Bethe entgegen und beschwerten sich über die ihnen zuteil gewordene Behandlung. Ich bat sofort telephonisch um eine Sicherheitswache und bemühte mich bis zu ihrem Erscheinen, das Hauptportal und die Halle von Demonstranten frei zu machen. Ein Zwischenfall kam nicht mehr vor."

Zur Ergänzung füge ich bei, daß ich noch im Anfang meiner Vorlesung begriffen war, als Stud. Meinel in Begleitung eines zweiten Studenten in den Saal trat und mich bat, sofort zu kommen. Ich brach mitten im Satze ab und eilte hinüber. Es war trübes Wetter, ich trug daher Überzieher und Schirm und hatte in der linken Hand meine Mappe, die ich vor dem Eintritt ins Hauptgebäude dem Studenten mit der Bitte übergab, „für alle Fälle" auf sie zu achten. Kaum hatten wir die Halle betreten, so trat uns eine Anzahl Bewaffneter mit umgehängtem Gewehr entgegen und wollte uns das Weitergehen mit der bekannten Forderung wehren. Ich verwies ihnen das mit dem Bemerken, daß sie hier nichts zu befehlen haben und sich aus dem Hause scheren sollen. Stud. Meinel unterstrich meine Forderung mit den Worten: „Das ist der Rektor", worauf sich der eine der Soldaten breitbeinig vor mich hinstellte und, seine kurze Pfeife schief in den Mundwinkel eingepreßt, ausrief: „Und wenn das der Direktor ist, so muß er erst recht sich untersuchen lassen." Er hatte beide Hände frei und ging nun ans Werk, mir den Überzieher aufzuknöpfen. Eine ganze Gruppe umstellte mich, während andere den Studenten beiseite nahmen, so daß ich ihn aus dem Auge verlor.

Es scheint, daß uns manchmal in besonderen Lagen ganz instinktiv, fast triebmäßig aus dem verborgenen Urgrund unseres Wesens ein Gedanke oder Entschluß erwächst.

Wenigstens hatte ich nicht mehr als eine Sekunde Zeit zur Überlegung, und doch stand mein Entschluß im Augenblick fest. Ich rührte keine Hand zur Abwehr, richtete mich nur, auf meinen Schirm gestützt, hoch auf, sah dem dreisten Burschen scharf ins Gesicht und schrie ihm, so gut ich konnte, die Worte entgegen: „Daß keiner sich unterfteht, mich anzutasten!" Seine Hände wurden schlaff, er und die andern traten wie automatisch beiseite und ich schritt unbehelligt durch die Halle, an deren anderem Ende mir die beiden Kollegen Bethe und Volkelt mit der Bitte um Schutz entgegenkamen. Ich traf die nötigen Anordnungen und ließ sofort telephonisch um eine Schutzwache ersuchen. Bis sie kam, wollte ich hier bleiben und selbst den Schutz des Gebäudes übernehmen.

Je näher ich dem Hauptausgang gegen den Augustusplatz komme, um so deutlicher sehe ich Menschen draußen hin und her fluten. Auf die Freitreppe hinaustretend, finde ich eine Gruppe revolutionärer Studenten und auf der Straße eine Anzahl Demonstranten, die den Ruf ausstoßen: „Rote Fahnen heraus!" Ich trete auf die Straße hinaus und sehe von der Paulinerkirche her eine Abteilung Matrosen mit geschultertem Gewehr die Straße heraufmarschieren. Ich gehe ihnen einige Schritte entgegen und rufe sie an: „Sie kommen gerade recht, Sie sind doch der Sicherheitsdienst? Kommen Sie mal rasch hier herein und schaffen Sie Ordnung, bei uns geht es übel zu!" Lange Gesichter! Der Führer der Patrouille erläutert sie mir mit den Worten: „Wir haben so Hunger, wir sind sechs Stunden im Hauptbahnhof Wache gestanden und wollen jetzt zum Essen gehen." Höhnisch rufe ich sie an: „So laßt euch euer Essen wohl schmecken — ihr seid mir saubere Sicherheitswächter!" Damit drehe ich ihnen verächtlich

den Rücken und schreite gegen die Freitreppe zu. In demselben Augenblick höre ich den revolutionären Studenten Eugen Ortner oben auf der Treppe lachend ausrufen: „Bravo, der Einzige, der noch den Kopf oben hat, ist doch unser Rektor — er lebe hoch!“ Seine Genossen stimmen ein, und als die Draußenstehenden den Schrei nach der roten Fahne wiederholen, ruft ihnen einer von jenen zu: „Geht nur nach Hause und laßt das uns!“ Ich schritt als Sieger in die Universität zurück und die Menge verlief sich von selbst.

Natürlich wurden, wie schon gemeldet, die Hergänge dem Ministerium berichtet. Aber Hilfe mußte ich mir schon selbst schaffen. Ich sandte deshalb das nachfolgende Schreiben an das Garnisonkommando zu Händen des Hauptmanns Kell:

> „Unter Bezugnahme auf die beigelegten Protokolle bitte ich nachdrücklich, dafür Sorge zu tragen, daß ähnliche Vorkommnisse sich nicht wiederholen. Ich bitte, solange es nötig scheint, Patrouillen in der Nähe der Universität streifen zu lassen und besonders, sobald Demonstrationsversammlungen auf dem Augustusplatz in Aussicht stehen, eine Schutzwache für die Universität abzuordnen.“

Der Generalstreik

Die unheilvollen Folgen jener sinnlosen in Berlin verübten Gewalttaten traten immer deutlicher zutage. Überall im Reiche kam es zu Unruhen, deren Ausbruch vielfach auch durch den Ausfall der Wahlen zur Nationalversammlung und einzelnen Landtagen gefördert wurde. Die ra-

dikalen Gruppen sahen in der durch die Wahlen angebahnten Gestaltung der Dinge nicht mit Unrecht eine Gefährdung derjenigen Form der Revolution, die sie sich als Auswirkung gedacht hatten. Auch der Leipziger Arbeiter- und Soldatenrat mit Seger an der Spitze konnte sich nicht genug tun in Protesten und Entschließungen, die immer aufs neue den Sturz der Reichsregierung und den Rücktritt der gemäßigten Elemente im sächsischen Ministerium forderten. Den Höhepunkt erreichte die schon vorher im ganzen Reich angefachte Erregung durch die verbrecherische Bluttat des jungen Grafen Arco in München, der den revolutionären Ministerpräsidenten Kurt Eisner in München am 21. Februar 1919 meuchlings niederstreckte.

Eisner war ein eigensinniger und gewalttätiger Phantast, aber er galt nach allem, was man hörte, bei seinen Anhängern als uneigennütziger und persönlich unantastbarer Charakter. Der wahnwitzige Mord machte ihn mit einem Schlag zum Märtyrer seiner Partei, und laut erscholl durch das ganze Reich hin der Schrei nach Rache. In München einigten sich die Gruppen der äußersten Linken zur Aufrichtung der Räteregierung, und für die Gesinnungsgenossen außerhalb Bayerns schien nun der Augenblick gekommen, dem Beispiel zu folgen und durch den Sturz der Reichsregierung die Entwicklung schließlich doch noch in die Bahn der bolschewistischen Bewegung überzuleiten. Im mitteldeutschen Kohlengebiet und anderwärts, besonders in einigen sächsischen Städten, schritt man zur Verkündigung des Generalstreiks in ausgesprochen politischer Absicht. Im Ruhrgebiet und anderwärts mußten Regierungstruppen zur Herstellung der Ordnung aufgeboten werden.

Da konnte nach seiner ganzen bisherigen Haltung auch der Leipziger Arbeiter- und Soldatenrat nicht zurückbleiben. Am 25. Februar hielt er eine Versammlung mit der Tagesordnung: „Der Kampf um die Sozialisierung und gegen die Gegenrevolution" ab. Seger wetterte kräftig gegen die Regierung und besonders gegen den „Monarchen Friedrich Ebert" und rief dazu auf, den Generalstreik vorzubereiten. Aber er warnte auch davor, blindlings in den Streik einzutreten und ihn auf Krankenhäuser, Lazarette und Lebensmittelstellen auszudehnen, oder gar ihn mit den Waffen in der Hand durchzuführen. Die Versammlung hörte von dem, was Seger sagte, nur den ersten Teil. Die Führung übernahm der Vertreter der schärferen Tonart, der jugendliche Dr. Kurt Geyer. Die Entscheidung sollte am folgenden Tag durch Abstimmung in den Betrieben gefällt werden. Doch war sie in der Hauptsache schon gefallen, nachdem Dr. Geyer erklärt hatte, es gelte jetzt die Sozialisierung durchzuführen, die neue Streikbewegung bedeute den Beginn der zweiten Revolution.

Am Mittwoch, den 26. Februar, fanden vormittags 10 Uhr an mehreren Stellen der Stadt Erinnerungsfeiern für Eisner statt. Die Redner verfehlten nicht, unter dem brausenden Beifall der Versammlung zu erklären, Eisner dürfe nicht umsonst gefallen sein. Nun gelte es, die Frucht der blutigen Saat zur Reife zu bringen. Die Abstimmung in den Betrieben lieferte das von den Führern geschickt vorbereitete Ergebnis: es sollten sich 40 000 Arbeiter für den Generalstreik und nur 5000 gegen ihn erklärt haben. Wie das Resultat zustande kam, hörte man später mit Staunen. Die Stillegung der Eisenbahnbetriebe soll mehrfach ganz gegen den Willen der Eisenbahner und selbst mit Waffen-

gewalt erzwungen worden sein. In Wahren bei Leipzig sollen in der beschließenden Versammlung von den rund 2900 Angestellten und Arbeitern nur 600 anwesend gewesen sein. Von ihnen entschieden etwa 400 für den Streik Stimmende über das Schicksal der nahezu 3000.

Der Streik trat am Donnerstag, den 27. Februar, früh in Kraft. Die ursprüngliche Meinung vieler, er werde vor der Belieferung mit Gas, Elektrizität und Wasser sowie vor der Weiterlieferung von Lebensmitteln halt machen, stellte sich bald als trügerisch heraus. In der Tat war die Stillegung des gesamten Wirtschaftslebens sowie des gesamten Verkehrs und damit die Zermürbung der Bevölkerung durch Hunger, Frost und Krankheiten geplant. So hoffte man, sie zur freiwilligen Anerkennung der sozialistisch-kommunistischen Regierungsform zu bewegen. Die Leiter der Streikbewegung hatten gegen den Rat des klugen Seger versäumt, sich dessen zu versichern, ob der von ihnen eingeschlagene Weg auch wirklich zum Ziele führen könne. Vor allem hatten sie nicht gerechnet, daß die Gegenpartei, d. h. die gesamte Bürgerschaft, nicht gesonnen war, alles ihr Angetane ruhig hinzunehmen und daneben noch ihre schaffenden Kräfte treuherzig in den Dienst der Streikenden zu stellen.

Wider alles Erwarten beantwortete das Leipziger Bürgertum: Kaufleute, Handwerker, Beamte von Stadt und Staat, Ärzte, Apotheker und ein beträchtlicher Teil der Lehranstalten die Herausforderung mit dem Gegenausstand. Nun war in der Tat das ganze öffentliche Leben stillgelegt, aber ganz anders als man es sich bei der Streikleitung gedacht hatte. Einzelne Versuche, Ärzte, Beamte, Bäckereien usw. zwangsweise zur Dienstleistung anzu-

halten, waren ohne Erfolg für das Ganze, und die Streikleitung geriet bald in die peinlichste Verlegenheit. Draußen vor den Toren verdarb die Milch, weil der Verkehr unterbunden war. In der Stadt aber herrschte bitterer Mangel. In den Krankenhäusern und in den mit Schwerverwundeten überfüllten Militärlazaretten war keine Operation mehr möglich, weil es an Wärme, Elektrizität und Licht fehlte. Die Lebensmittelstellen waren geschlossen, desgleichen die Banken und mehrfach auch die Büros für Auszahlung von Unterstützungsgeldern für Bedürftige und Arbeitslose.

Eine Zeitlang konnte die Aufmerksamkeit abgelenkt werden durch Vorwürfe gegen Ärzte und Beamte, die man der Pflichtversäumnis beschuldigte. Bald aber schritt die Menge zu Plünderungen in den Wohnungen einzelner Bessergestellter, und immer stürmischer wurde von der Streikleitung die Bewaffnung der Arbeiter und die Durchführung der Sozialisierung durch Überlassung der vorhandenen Lebensmittel und Kohlenvorräte, auch der privaten, an die Arbeiter verlangt. Der in der Theorie radikale, aber in der Praxis doch immer besonnene Seger war längst beiseite geschoben, und der neue Vorsitzende des Arbeiter- und Soldatenrats, Dr. Geyer, mußte sich dazu bequemen, die Arbeiter in großer Zahl zur Bildung einer Volkswehr mit Waffen zu versehen. Die Zugänge zu den Banken wurden durch bewaffnete Arbeiter besetzt. An einer derselben, an der mein Weg oft vorbeiführte, wurde als Hüter des Schatzes ein augenscheinlicher Potator aufgepflanzt, dessen Nase und Augen an greller Röte nur noch von seiner breiten Armbinde erreicht wurden. Als ich ihn einmal fragte, wozu er denn immer hier stehe, grinste er mich listig an: „Wir brauchen viel Geld!“

Daß es daran fehlte, machte sich immer empfindlicher geltend. Zwar wurde in einer Versammlung der Vorschlag gemacht, nach bekanntem Muster eine größere Anzahl Geiseln aus den Kreisen der Besitzenden zu verhaften. Doch kam es nicht dazu. Dr. Geyer suchte sich auf andere Weise zu helfen, indem er in Begleitung einer Abteilung bewaffneter Matrosen bei Oberbürgermeister Dr. Rothe erschien und ihn unter Androhung von Gewalt zur Anweisung von 400 000 Mark städtischer Gelder zwang.

Aber auch dieses Gewaltmittel konnte der Streikleitung nicht aus ihren peinlichen Verlegenheiten helfen. Mehr und mehr setzte sich auch bei ihr die Überzeugung durch, daß man mit dem bisher Geschehenen zwar unendlich viel Unheil auf beiden Seiten angestiftet, Leipzig aber der Räterepublik in Wahrheit nicht um einen Schritt näher gebracht habe. So willigte man schließlich in Verhandlungen ein, zu denen die Staatsregierung den Minister Schwarz aus Dresden als „unparteiischen Vermittler" nach Leipzig sandte. Er erließ am 7. März eine Bekanntmachung an den Anschlagssäulen, in der es hieß:

> „Ich richte hiermit die dringliche als ebenso bestimmte Aufforderung an sämtliche Beamte, ... ihre Tätigkeit sofort wieder aufzunehmen"

— ein Satz, der ebenso des Herrn Ministers einstigen Lehrern im Deutschen als seiner Unparteilichkeit wenig Ehre machte. Trotzdem dieser Versuch mißglückt war, kam es schließlich doch nach zwölftägigem Streik am 11. März zum Abbruch des Ausstands. Er hatte sich, weil von den Urhebern mit vollkommen unzureichenden Mitteln ins Werk gesetzt, zuletzt kläglich totgelaufen.

Zeitweilige Schließung der Vorlesungen

Zu anderen Zeiten waren die Studenten in der ersten und zweiten Märzwoche bereits in die Ferien gereist. In diesem Jahr aber waren wir durch die besonderen Verhältnisse zu außerordentlichen Maßregeln veranlaßt. So wurde das Wintersemester 1918/19 mit dem Ende Januar geschlossen, und schon am 3. Februar schloß sich als „Zwischensemester" ein sogenanntes „Kriegs-Notsemester" an, das bis zur Mitte des April währen sollte. Ihm sollte dann sofort vom 28. April ab das reguläre Sommersemester 1919 folgen.

An dem Zwischensemester nahmen mehr als 6000 Studenten teil. Der erdrückenden Mehrheit nach waren es Leute, die jahrelang im Felde gestanden hatten. Nicht wenige waren seit dem ersten Anfang des Krieges draußen gewesen, und manche von ihnen hatten schon 1911 und selbst 1910 die Universität bezogen gehabt. Man kann verstehen, wie diese Leute teils von einem Hunger nach geistiger Arbeit erfüllt waren, teils von der ernsten Sehnsucht, endlich einmal ihr Studium abschließen zu können. Sie alle waren durch den plötzlichen Ausbruch des Generalstreiks aufs schwerste betroffen. Selbst wenn der Lehrbetrieb der Universität, was von Anfang an nicht vollkommen sicher war, aufrecht erhalten blieb, erwuchsen ihnen doch mit einemmal ganz unerwartete Schwierigkeiten. Nicht nur war die an sich so knappe Ernährung durch die Sperrung aller Zufuhr aufs neue erschwert, sondern es fehlte den Studenten auch vollkommen an Licht und Heizung für die häusliche Arbeit.

Schon dadurch war in der Studentenschaft eine begreifliche Erbitterung gegen den Streik und seine Veranstalter

entstanden. Sie wurde aufs höchste gesteigert durch die fortdauernde Behelligung und teilweise Mißhandlung, die Studenten von seiten der Streikenden zuteil wurden. Seitdem die Arbeiter mit Waffen versehen waren, kamen von allen Seiten Klagen von Studenten an das Rektorat, daß da und dort in der Stadt auf Straßen und öffentlichen Plätzen Studenten von Bewaffneten einfach angehalten und auf politische Schriftstücke durchsucht wurden. Selbst zu Verhaftungen oder Mißhandlungen durch Kolbenstöße oder Schläge mit dem Seitengewehr kam es, wenn gelegentlich ein Student des Verteilens von Flugblättern überführt oder auch nur verdächtigt wurde.

Trotz alledem hatten wir zunächst keine Veranlassung, uns um den Streik zu kümmern. Ich stand auf dem Standpunkt, unsere Vorlesungen und Übungen und das Arbeiten in den Instituten seien rein geistige Dinge, und die von manchen Seiten angeregte Schließung der Universität würde weder von Einfluß auf die Lage der Arbeiter noch auf die der bürgerlichen Kreise sein. So war ich gleich zu Beginn des Streiks mit dem Vorsitzenden der Streikleitung, Dr. Geyer, in Verbindung getreten und hatte mir von ihm die Zusage geben lassen, daß die Kliniken unter allen Umständen, die Universität aber und ihre Institute wenigstens „solange die Streiklage dies irgend gestatte", mit Heizung und Beleuchtung weiter beliefert werden sollten.

Aber es zeigte sich bald, daß die Bewegung in dieser Richtung auch Dr. Geyer über den Kopf wuchs. Die anfangs beabsichtigte Zuführung von Licht, Wasser und Heizung an die Institute, Kliniken usw. wurde tatsächlich nicht durchgeführt. So bemächtigte sich der Studentenschaft eine ungeheure Erbitterung. Die Studenten be-

stürmten mich, die Universität zu schließen, da ein Fortarbeiten als moralische Unterstützung des Streiks gedeutet werde. Einzelne Professoren schlossen auf eigene Hand ihre Vorlesungen. Auch verlautete, die Studentenschaft sei gesonnen, die vorläufig noch fortgeführten Vorlesungen der Handelshochschule gewaltsam zu sperren.

So beschloß ich nach Rücksprache mit einer Anzahl von Kollegen, durch Anschlag vom 27. Februar die Einstellung des gesamten Lehrbetriebs bis auf weiteres zu verfügen. Entscheidend war für mich der Umstand, daß Dr. Geyer durch die Nichteinhaltung seiner Zusage uns die tatsächliche Grundlage des Weiterarbeitens entzogen hatte. Doch berief ich, da ich die Verantwortung nicht auf mich allein nehmen konnte, gleichzeitig eine außerordentliche Senatssitzung auf den Vormittag des 1. März, in der ich die endgültige Entschließung des Senats erbat. Der Senat war sehr geteilter Meinung. Vor allem zeigte sich, daß doch eine beträchtliche Anzahl von Studenten, besonders die ältesten und reifsten, die fürchteten, auch dieses Semester wieder zu verlieren, durchaus nicht derselben Meinung waren wie der in den großen Studentenversammlungen wesentlich zum Worte kommende Vertretungsausschuß. Auch einzelne Professoren teilten diese Ansicht, und so beschloß der Senat mit Rücksicht auf die für einen großen Teil der Studenten sich ergebende Notlage, am Montag, den 3. März, den Unterrichtsbetrieb wieder aufzunehmen. Am selben 3. März bat eine allgemeine Studentenversammlung den Senat aufs neue, die Schließung der Universität beizubehalten, da es Pflicht der Universität sei, fest und geschlossen Seite an Seite mit denen zu stehen, die für Ordnung und Recht gegen den Terror einer Minderheit zu kämpfen entschlossen sind. Diesmal glaubte

auch der Senat, keinen Widerstand leisten zu sollen. Er beschloß in außerordentlicher Sitzung noch am selben Tage, „auf Grund der nahezu einmütigen Kundgebung der Studentenschaft wie des Lehrkörpers", die Schließung der Vorlesungen bis zum Ende des Streiks, betonte aber ausdrücklich, daß für die Einzelarbeit die Seminare und Institute geöffnet bleiben sollten.

Angriff auf die Universität

Der Verlauf des Streiks zeigte, daß die Wiedereröffnung erst am 12. März erfolgen konnte. Natürlich diente die lange Zeit der unfreiwilligen Muße nicht zur Beruhigung der Studenten. Szenen wie die am Oberbürgermeister verübte Erpressung oder die Plünderungen in den Wohnungen einzelner Bürger und das dauernde Durchstreifen der Stadt durch rote Patrouillen oder durch einzelne Bewaffnete mit ihrer feindseligen Haltung und deren lästigen Begleiterscheinungen steigerten ihre Erbitterung aufs äußerste. Immer wieder tauchte der Gedanke auf, durch eine mächtige Gegendemonstration in den Straßen der Stadt dem Protest gegen diese demütigenden Vergewaltigungen Ausdruck zu geben.

Ich konnte diese Absicht nur für verhängnisvoll ansehen und tat, wo sie mir entgegentrat, das meine, sie zu bekämpfen. Aber sie wollte nicht zur Ruhe kommen, und am Vormittag des 8. März sollte in einer die Wandelhalle in allen ihren Teilen bis zum letzten Platz füllenden Versammlung der gesamten Studentenschaft die Entscheidung darüber gefällt werden, ob man sich in geschlossenem Demonstrationszug auf die Straße begeben solle oder nicht.

Bei den Führern der Studentenschaft und demgemäß auch bei einem großen Teil der Versammlung war die Stimmung stark dafür. Man hielt es für eine Pflicht der Ehre.

Ich bot alle Kraft, die mir zur Verfügung stand, auf, den überaus erregten Kommilitonen klar zu machen, in welche Gefahr sie sich selbst und die ganze Universität damit bringen.

> „Was wollen Sie, meine Herren", rief ich ihnen zu, „die Sie zum größten Teil ohne Waffen sind, machen, wenn die Tausende Bewaffneter Ihnen gegenübertreten und Sie hindern oder Gewalt gegen Sie versuchen? Es wird dann fast unvermeidlich sein, daß irgend ein Zusammenstoß vorkommt, und wenn nur ein Schlag oder Schuß auf Ihrer Seite fällt, so mögen Sie gewiß sein, daß Dutzende oder Hunderte von Gewehren auf einmal gegen Sie losgehen, und wie viele dann von den Unsern auf der Stelle bleiben, das kann zum voraus kein Mensch sagen. Aber wenn es so kommen sollte, wenn bei dieser Veranlassung ein Blutbad entstehen sollte, so wird die Schuld davon unfehlbar uns zugemessen werden. Ihnen, meine Herren, die Sie sich nicht beherrschen konnten, und mir und meinen Kollegen, die Sie nicht abhielten. Und was die Folgen im einzelnen sein werden, das kann niemand vorher sagen. Darum lassen Sie sich bitten und beschwören: geben Sie der Stimme der Vernunft Raum, nicht dem gewiß berechtigten Unmut, und lassen Sie sich zu keinem unbesonnenen Schritte fortreißen!"

Die Abstimmung ergab eine Mehrheit gegen die Demonstration und für meine Stellungnahme. So ging ich mit Befriedigung in mein Amtszimmer zurück, in der beruhigenden Überzeugung, eine schwere Gefahr glücklich eben noch beschworen zu haben, und überließ den Kommilitonen die Fortsetzung und den Abschluß der Beratung.

Kaum war ich im Amtszimmer angelangt, als einer der draußen versammelten Studenten, es mag wohl der Vorsitzende Landahl gewesen sein, die Meldung von dem im folgenden berichteten Angriff Bewaffneter auf die Universität überbrachte.

Es war natürlich in der Stadt ruchbar geworden, daß Tausende von Studenten hier eine wichtige Beratung abhalten. Daß es sich um den Streik handelte, war, auch wenn die Einzelheiten der Tagesordnung nicht bekannt geworden sein sollten, leicht zu erraten. Natürlich knüpften sich sofort allerlei dunkle Gerüchte über das, was etwa schon geschehen oder jedenfalls beabsichtigt sei, an die Kunde von der Versammlung, und so erschienen der Mob und die Bewaffneten vor der Universität.

Ich finde unter meinen Papieren eine Aufzeichnung mit dem Vermerk: „Soeben, 8. 3. 1919, 1 Uhr, in der Wandelhalle gehaltene Rede." Ich kehrte nämlich unmittelbar nach der nun folgenden Szene zu den in der Halle versammelten Studenten zurück und erzählte ihnen das Vorgefallene. Die Niederschrift dieser improvisierten Rede beschreibt besser als jede nachträgliche Erzählung den Vorgang. Ich gebe sie deshalb vollständig wieder und füge zur Kennzeichnung der Situation nur hinzu, daß, was mir in den entscheidenden Sekunden — mehr hatte ich nicht zur Überlegung — durch die Seele schoß, weniger der Gedanke an mein eigenes Leben war als an das der zwei- bis dreitausend Studenten, die hinter mir im Gebäude ahnungslos versammelt waren und die nur darauf warteten, loszubrechen. Stieß mir etwas zu, so waren, wie erwähnt, die Folgen unabsehbar. Die Studenten wären losgestürmt, die ungeheure Überzahl der reichlich bewaffneten Roten hätte unfehlbar ein furchtbares Blutbad,

auf das man längst wartete, geschaffen. Dies, und darum auch ein tätlicher Angriff auf mich, mußte um jeden Preis vermieden werden. Die Frage war nur wie? Es gab zwei Wege: das Erbitten meines Lebens oder dessen Ertrotzen. Instinktiv wählte ich den zweiten Weg. Zeit zum Überlegen hatte ich ja nicht. Aber er lag meiner Natur besser und schien mir vor allem wirksamer.

Jene Aufzeichnung der Ansprache hat folgenden Wortlaut:

„Kommilitonen! Beinahe wären wieder, wie es ja wohl im Menschenleben unvermeidlich scheint, einige Dummheiten gemacht worden. Mit der nötigen Ruhe und Kaltblütigkeit und mit einigem Humor gelingt es dann manchmal, solche Entgleisungen zu verhüten oder unschädlich zu machen.

Vor einer Viertelstunde werde ich aus meinem Amtszimmer gerufen, es seien einmal wieder Bewaffnete am Werk, die Universität abzusperren und uns den Ausgang zu verwehren. Vier oder fünf Mann mit entsicherten Gewehren sollen eine drohende Haltung einnehmen. Ich lasse alles liegen und stehen und eile zum Ausgang. An der mittleren Tür der Wandelhalle gegen den Leibnizhof werde ich angehalten, ebenso alle Studenten, die heraus wollen. Drei, vier Soldaten und Zivilisten mit Gewehren und roten und weißen Armbinden stellen sich uns entgegen. Erst wollen die Bewaffneten mich und die begleitenden Studenten nicht durch die Tür lassen. Ich erzwinge aber den Austritt und befinde mich nun hinter der Tür vor der Treppe. Da ich das Wort führe, lassen die Angreifer von den andern ab und richten allesamt ihre Gewehr unmittelbar gegen meine Brust und meinen Hals. Besonders eindrucksvoll fuchtelt einer mit einer riesigen Pistole in der Größe eines Karabiners vor meinem Gesicht

herum. Immerhin: es wird nicht so heiß gegessen wie gekocht, auch nicht so schnell geschossen wie geladen.

Was sie wollen? — „Wir sind alarmiert, weil hier gefährliche Dinge vorgehen." — „Was soll hier vorgehen?" — „Sie haben Waffen und schmieden Pläne; Sie müssen auf Waffen und Flugblätter untersucht werden." — Ich erwidere etwas brüsk: „Flugblätter in der Tasche zu haben, ist ein Menschenrecht — es geht Sie gar nichts an, was ich oder diese Herren für Papiere in der Tasche haben. Es können Vorlesungshefte, Briefe oder irgend etwas sonst sein. Im übrigen habe ich hier allein zu befehlen, und ich befehle Ihnen, diesen Raum zu verlassen und auf die Straße zu gehen. Ich bin der Rektor." — „Geht uns gar nichts an, wer Sie sind; wir sind alarmiert, und wenn Sie auch der Direktor sind ..." — „Wer hat Ihnen Befehl gegeben? Wo ist Ihr Ausweis?" — Ich sehe mir einen an: „NN, Mitglied der Sicherheitswache ... darf unter Umständen Gewalt anwenden." — „Wo steht da, daß Sie die Universität absperren und uns durchsuchen dürfen? Sie unterstehen sich nicht, einen von uns anzufassen, sondern scheren sich jetzt hinaus, ich allein habe hier das Hausrecht!" Gleichzeitig, da die Gewehre immer noch auf mich gerichtet waren und ihre Träger beständig mit Schießen drohten, richte ich mich hoch auf, sehe die Kerle einen nach dem andern scharf an und sage mit scheinbarer Seelenruhe: „So schießen Sie doch." — „Ja wir schießen." — „Tun Sie es doch, wenn Sie können." — „Warum sollen wir nicht können?" — „Weil Sie das nicht fertig bringen" — dabei sehe ich die verlotterten Gestalten vom Kopf bis zu Fuß an. Ich wollte hinzufügen: „Weil Ihr zu feige dazu seid", sagte aber, um nicht militärische Instinkte zu wecken: „Weil Ihr zu dumm seid", und als in der Tat nichts erfolgte,

schwang ich mit den Worten: „Darum nehmen Sie endlich Ihren dummen Schießprügel weg; Sie richten ja doch bloß Unheil damit an!“ meinen rechten Arm mit geballter Faust gegen meine linke Seite und dann mit kräftigem Ruck gegen den Gewehrlauf des Frechsten, so daß er senkrecht gegen den Himmel starrte. Dies Manöver machte ihn vollkommen verblüfft und verwirrt. Er sah mich verdutzt an, kniete vor meinen Augen nieder, mit der linken Hand den Gewehrlauf hoch haltend, mit dem rechten Daumen auf einen Schieber drückend, daß ich es deutlich knacken hörte. Seinem Beispiel folgten die andern.

Als ich studierte, waren in meiner schwäbischen Heimat die Theologen noch militärfrei. Ich habe also nie gedient, habe daher mit der mir ins Rektorat gebrachten Meldung, die Bewaffneten bedrohen uns mit „entsicherten“ Gewehren, nicht viel anfangen können. Als ich sah, was die Kerle vor mir machten, da wußte ich mit einem Male, was ein entsichertes Gewehr und eine eingeschaltete Sicherung war. Ich wußte also, daß das Spiel gewonnen war und konnte meine bisher so zuversichtlichen Gegner einfach mit meinen zwei Händen wie ein Trüpplein williger Schafe die Treppe hinunterschieben bis ans Außentor gegen die Universitätsstraße, wo massenhaft angesammelter Mob stand. „Dann bleiben wir hier und lassen keinen heraus!“ — „Das werden Sie hübsch unterlassen.“ — „Nein, Sie müssen“ — einlenkend mit den Händen sich am Körper herunterstreichend — „sich wenigstens so abstreichen lassen.“ — Ich lache ihm, mit dem Finger an den Kopf greifend, ins Gesicht: „Wie wollen Sie denn Papierwische durch Abstreifen auf ihren Inhalt feststellen? Kinderchen, Ihr habt ja keine Ahnung, was Ihr wollt; und Waffen habe ich nicht und meine Studenten auch nicht. Aber Ihr habt das nicht zu prüfen.“

Damit gehe ich nach innen, um zu sehen, ob Student Landahl, wie verabredet, inzwischen dem Arbeiter- und Soldatenrat telephoniert habe, was man eigentlich von uns wolle und daß man uns, wenn etwas vorliege, wenigstens keine Halbidioten senden solle. Im Umwenden sehe ich meinen Kollegen H. und einige andere Kollegen hinter mir stehen, die ich bitte, sich unter keinen Umständen durchsuchen zu lassen und lieber zu warten, bis ich wiederkomme. Vom Seiteneingang in den Hof her stoße ich auf einen Soldaten mit Binde, der um die Erlaubnis bittet, mit mir zu verhandeln. Er ist an der Spitze einer Abteilung von etwa 20 Mann roter Garde und fragt nach dem Streit. Ich wiederhole meinen Wunsch betreffend Halbidioten, und er erkennt sofort an, daß die Forderung auf Durchsuchung der Papiere töricht sei, worauf ich ihm auf die Schulter klopfe: „Endlich ein vernünftiger Mensch!" Er bittet mich um eine Unterredung abseits und schreitet sichtlich gehoben mit mir durch den Hof zur Freitreppe zurück, wo die Studenten versammelt stehen. Im Vorbeigehen winke ich, da ich ja sozusagen Arm in Arm mit ihrem Führer schreite, zum großen Hallo der Studenten, den Rotgardisten, die Gewehr bei Fuß am Leibnizdenkmal stehen, einen freundlichen Gruß zu. Dann versichert er mir, daß sie ja zu unserer Sicherheit da seien und fragte mich, ob wir wirklich nicht geschossen hätten?

Ich sehe ihn groß an, wie er zu der Frage komme? Es sei gemeldet, von der Universität sei geschossen worden, darum seien sie alarmiert. Ich: „Ich bin seit ½11 Uhr hier in der Universität und habe keinen Schuß gehört und glaube versichern zu können, daß keiner unserer Studenten geschossen hat." Da meldet sich ein Mann: In der Grimmaischen Straße bei Hinrichs habe ein Soldat, ein Mitglied der Sicherheitswache, auf jemand, mit dem er Streit hatte, ge-

schossen. Also, meine Herren: jemand aus der „Sicherheitswache", die man von jetzt an doch wohl mit Anführungsstrichen versehen muß. Damit war denn der Beweis unserer Unschuld geliefert, und daß das Ganze lediglich das Werk einiger Dreister war, deren Intelligenz uns am ehesten veranlassen könnte, beim Arbeiter- und Soldatenrat um Besserung der Verhältnisse vorstellig zu werden.

Sie sehen also, meine Herren, daß nun die Bahn frei ist, so daß Sie sich ungestört auf den Pfad zu den heimischen oder gasthauslichen Herden begeben können. Doch bitte ich um alles, daß Sie das so, wie wir uns vorhin geeinigt haben, in verständiger Ruhe tun."

Ich habe in meinem Rektoratsbericht am 31. Oktober 1919 im Rückblick auf die hier beschriebenen Vorgänge als Gesamtergebnis meiner an ihnen gewonnenen Erfahrungen den Satz aufgestellt,

„daß gewisse Herrschaften, wenn man ihnen nur mit der nötigen ruhigen Entschiedenheit entgegentrat, fast ausnahmslos die Angst vor der eigenen Kurage ankam."

Hätte ich jenen Bewaffneten gegenüber um mein Leben gewimmert oder auch nur gebeten: „Lassen Sie mich am Leben, ich bin ein harmloser Bürger", so wäre ihnen wohl der Kamm geschwollen. Aber den Gedanken hatten diese Burschen noch nie erwogen, daß jemand ihnen die Erlaubnis, ja geradezu die Einladung zugehen lassen könnte, ihn totzuschießen. Das kam ihnen so überraschend, daß ihnen dabei unheimlich zu Mute wurde und sie darob einen heidenmäßigen Schreck bekamen, als ginge hier etwas nicht ganz mit richtigen Dingen zu. Es war ihnen etwas passiert, was über den Horizont eines braven Revolutionärs hinausging.

Nächtliche Durchsuchung der Universität

Ich berichtete über den geschilderten Vorgang ausführlich an das Ministerium. Ehe der Bericht jedoch abgegangen war, mußte ich ihm einen weiteren hinzufügen, in dem über einen neuen Einbruch bewaffneter Horden in die Universität Beschwerde geführt war. Ich lasse diesen zweiten, am 11. März zusammen mit dem ersten abgesandten Bericht nach den Akten folgen:

„Gestern, Montag den 10. März, früh ½8 Uhr meldete mir der Kastellan des Universitäts-Hauptgebäudes Meisel, daß er in der verflossenen Nacht, nachdem er kurz zuvor einen Schuß gegen ein Fenster des 2. Stocks im Augusteum gehört hatte, von etwa 50 Bewaffneten in seiner Wohnung überfallen und halb angekleidet anderthalb Stunden lang durch die ungeheizten Räume des ganzen Gebäudes gezerrt worden sei. Eine längere Zeit mußte er in dieser Verfassung auf dem Dache des Gebäudes stehen, so daß, als ich ihn im Laufe des Vormittags sah, er den Eindruck eines vollständig kranken und schwer erkälteten Mannes machte. In der rohesten Weise, unter ständig vorgehaltenem Revolver und unter schwersten Bedrohungen wurde von ihm verlangt, die geheimen Keller und Verließe, in denen die Waffen der Universität aufgestapelt seien, zu öffnen, die geheimen unterirdischen Gänge nach dem Museum, welche einer der Bewaffneten mit großer Bestimmtheit behauptete, selbst früher schon gesehen zu haben, zu verraten. Nachdem sie nach anderthalbstündigem Suchen nicht das geringste Verdächtige gefunden hatten, zogen die 50 Mann mit der Drohung, sie werden am Tage wiederkommen, ab. Über die Geistesverfassung und das intellektuelle Niveau dieser Vertreter der öffentlichen Sicherheit, welche sich ausdrücklich auf den Auftrag des Arbeiter- und

Soldatenrats beriefen, geben Äußerungen derart Aufschluß, daß sie die Universität in Trümmer schießen werden, weil man solche Anstalten überhaupt nicht brauche; ebenso die Tatsache, daß während der nächtlichen Wanderung durch die Universität das Gewehr eines der Sicherheitsorgane sich durch dessen Unvorsichtigkeit entlud.

Ich setzte mich sofort mit dem Vorsitzenden der Streikleitung Dr. Kurt Geyer in Verbindung, den ich freilich erst nach zwei Stunden telephonisch erreichen konnte. Er erklärte, von der Sache nichts zu wissen, sicherte aber zu, sie vom Garnisonkommando untersuchen zu lassen und versprach, den von mir geforderten Schutz der Universität und die Garantie, daß Ähnliches sich nicht wiederhole, veranlassen zu wollen. Da bis nachmittags 5 Uhr nicht das geringste geschehen war und Kastellan Meisel ernstliche Besorgnis für die folgende Nacht hegen mußte, setzte ich mich mit dem Garnisonkommando und dem Arbeiter- und Soldatenrat in Verbindung. Der Vorsitzende des letzteren, Herr Schöning, mußte mir auf meine Frage bestätigen, daß er bis zur Stunde — nachmittags 5 Uhr — noch nicht die geringste Kenntnis von alledem, was in der Nacht vorgefallen war, besaß. Er bedauerte die Vorgänge aufs lebhafteste und gab mir die feierliche Zusicherung, daß diese Nacht Ähnliches sich nicht wiederholen werde. Ich kann aber mein ernstes Befremden darüber nicht verhehlen, daß es überhaupt möglich ist, daß 50 der zur angeblichen Sicherheit der Bevölkerung aufgestellten und mit Waffen versehenen Leute ohne das geringste Vorwissen ihrer Vorgesetzten derartige Anschläge gegen ein öffentliches Gebäude und gegen harmlose Bürger unternehmen können. Ich muß aufs bestimmteste fordern, daß dem schwer betroffenen Kastellan Meisel und seiner Familie eine Genugtuung zuteil werde. Ich kann ferner

mein Befremden nicht unterdrücken, daß dauernd in der niederen Bevölkerung die Vorstellung künstlich erweckt und groß gezogen wird, als wäre die Universität eine Art Kriegslager und ein Herd derartiger Bestrebungen und Gewalttätigkeiten, wie sie von der andern Seite gegen die Universität und ihre Angehörigen immer wieder unternommen werden. Es sind in den letzten Tagen zahllose Klagen von durchaus friedlichen und unbewaffneten Studenten eingelaufen, daß sie beim Gehen durch die Straßen, wenn sie ein einzelnes Flugblatt in der Hand führten oder lasen, von Mitgliedern bewaffneter Horden überfallen, verhaftet, tätlich mißhandelt oder unter Kolbenstößen vor sich her getrieben wurden. Ich muß gegen eine derartig empörende Handlung von seiten eines sogenannten Sicherheitsdienstes im Namen der Universität und der Studentenschaft die nachdrücklichste Verwahrung einlegen."

Zum richtigen Verständnis des Vorgefallenen überlege man sich die Zeiten. Am Sonnabend, den 8. März, um die Mittagsstunde hatte der mißglückte Überfall auf die Universität stattgefunden, bei dem eine von mir erbetene Schutzwache des Arbeiter- und Soldatenrates tätig war. Etwa 40 Stunden später in der Nacht zum Montag, den 11. März, wurde aufs neue ein Überfall auf die Universität unternommen, von dem nach weiteren 12 Stunden, nämlich nachmittags 5 Uhr, der Vorsitzende des Arbeiter- und Soldatenrates noch nicht die geringste Kenntnis hatte. Statt also durch den Mißerfolg und die glücklich vermiedene Gefahr eines ernsten Zusammenstoßes am Sonnabend gewarnt zu sein, versuchten augenscheinlich die zuchtlosen und der Führung längst entwachsenen bewaffneten Horden auf eigene Hand die Scharte vom

Sonnabend wieder auszuwetzen. Allmählich entstand die vollendete Anarchie und die Herrschaft des Faustrechts der bewaffneten Scharen. Es war allerhöchste Zeit, daß auch die Führer einsahen, wohin Leipzig kommen würde, wenn die ihnen vollkommen aus der Hand geglittenen Volksmassen noch einige Zeit ungestraft ihr Wesen treiben durften.

Als Antwort auf den Doppelbericht vom 11. erhielt ich unter dem 13. März ein Schreiben des Ministers Buck, worin er mit lebhaftem Bedauern davon Kenntnis nimmt,

> „welchen erneuten Angriffen die Universität und nunmehr auch deren Oberhaupt seitens der angeblichen Sicherheitsorgane des Leipziger Arbeiter- und Soldatenrates ausgesetzt gewesen ist".

Daß irgend jemand zur Rechenschaft gezogen worden wäre, ja daß das Garnisonkommando überhaupt nur versucht hätte, in eine Untersuchung der unerhörten Vorgänge einzutreten, ist mir nie bekannt geworden. Es darf angenommen werden, daß überhaupt nichts von Belang geschehen ist. Das Ministerium und das Garnisonkommando waren froh, daß mit dem Abbruch des Streiks die Sache vorläufig begraben war.

Daß sie jeden Tag wieder auferstehen konnte, wagte niemand zu denken, weil niemand den Mut hatte zu denken, was überhaupt in einem solchen Falle geschehen konnte. Etliche Wochen später, am 11. April, wurde der revolutionäre Kriegsminister Neuring in Dresden von den Anhängern derselben Richtung, die in Leipzig den Ton angab, in der Elbe grauenhaft ertränkt — ebenfalls ohne daß irgendwie ernste Sühne eingetreten wäre. Wer hätte sie zu erzwingen gewagt?

Vorzeitiger Abschluß des Zwischensemesters

Die Hoffnung, daß nun endlich Ruhe eintreten werde und wir uns ungestört der Arbeit hingeben könnten, erwies sich leider als trügerisch. Die spartakistischen und verwandten Umtriebe hielten das Reich dauernd in Erregung. Auch in Sachsen und besonders in Leipzig konnten die radikalen Elemente den Gedanken nicht verwinden, daß durch die Nationalversammlung allmählich geordnete Verhältnisse geschaffen werden sollten. Der Leipziger Arbeiter- und Soldatenrat wollte um keinen Preis die Gewalt aus der Hand geben. Um die Räterepublik Leipzig sollten sich andere Räterepubliken kristallisieren, und so sollte schließlich die proletarische Räterepublik Deutschland doch noch herbeigeführt werden. Diesem Zweck diente die am 27. März vollzogene Umgestaltung des Arbeiter- und Soldatenrates in Leipzig, nach welcher ein engerer Ausschuß von 5 Mann unter dem Vorsitz von Dr. Kurt Geyer die gesamte Vollzugsgewalt in sich vereinigte.

Dazu kamen Wirren an den Grenzen. Das niedergeschlagene Deutschland schien seinen Nachbarn eine lockende Beute. Besonders die Polen, teilweise auch die Tschechen, drohten mit dem Einmarsch auf deutsches Gebiet. Man fing daher an, Freiwillige zum Schutz der Grenzen aufzubieten. Wer konnte wissen, ob sie nicht auch zum Schutz gegen spartakistische Versuche, die Diktatur des Proletariats zu proklamieren, gebraucht wurden?

Je mehr die radikalen Elemente, allen voran der Leipziger Arbeiter- und Soldatenrat, gegen die Anwerbung zum Grenzschutz wüteten, desto weniger wollten die Studenten zurückbleiben. Von allen Seiten wurden die Universitäten, deren Studenten und Rektoren, bestürmt,

die Kommilitonen zum Grenzschutz aufzubieten. Das preußische Ministerium erließ einen Aufruf in diesem Sinn an die preußischen Universitäten und nahm den vorzeitigen Schluß des Zwischensemesters für den 31. März in Aussicht. Auch das sächsische Ministerium forderte zur Bildung von Grenzjäger-Abteilungen von Studenten auf.

Aber niemand sah klar, ob eine so tief einschneidende Maßregel wirklich geboten sei. So fuhr ich selbst gegen Ende März in Begleitung des Vorsitzenden des Studenten-Ausschusses nach Berlin, um beim Reichswehrminister Noske die wahre Sachlage zu ermitteln. Wir wurden mit der größten Höflichkeit empfangen, und die Bereitwilligkeit der Studenten, dem Reiche zu Hilfe zu kommen, wurde vom Ministerium mit großem Danke gewürdigt. Aber der Erlaß, der die Studenten zu den Fahnen rief, war, wie wir in Berlin erfuhren, soeben wieder zurückgenommen. Man scheute sich mit Rücksicht auf die Verhandlungen in Versailles, ohne die dringendste Not den letzten Schritt zu tun. Auch meinte die Regierung, selbst ausreichende Truppen zu haben, um das Vordringen der Polen zu hindern. So fuhren wir nach Leipzig zurück mit der Botschaft, daß die Schließung der Universität vorläufig unterbleiben könne, daß unsere Kommilitonen sich aber jederzeit für den Fall der Not bereit halten sollten. Ich erließ am schwarzen Brett eine Kundgebung an die Studenten, daß die feste Absicht bestehe, das Zwischensemester zu Ende zu führen und das Sommersemester planmäßig zu eröffnen, sofern nicht ganz unvorhergesehene Ereignisse eintreten sollten.

Wir waren froh, mit gutem Gewissen weiter arbeiten zu dürfen. Aber schon in den ersten Apriltagen wühlte

der von kommunistischen Elementen veranlaßte große Streik im Ruhrgebiet die öffentliche Meinung neu auf. Gleich darauf drang von Bayern her die beunruhigende Kunde zu uns, daß in Augsburg und München die Räte-Republik im Gange sei. In München wollte ein revolutionärer Hochschulrat eine neue Hochschulverfassung durchführen: ein junges, kaum der Schule entwachsenes Studentlein verkündete die Absetzung des Senats, die Auflösung des Lehrkörpers und die Schließung der Universität, um sie nach den Ferien in eine revolutionäre Volkshochschule umzuwandeln. Unter diesen Umständen mußte man auch in Leipzig auf das Äußerste gefaßt sein. Jeden Augenblick konnte der Funke überspringen. Bei der Stimmung, die einmal in Leipzig in den Kreisen des Arbeiter- und Soldatenrats und bei seinen Hintermännern herrschte, mußte man alle Möglichkeiten ins Auge fassen. In der Tat wurde kurze Zeit später sogar eine Liste von Geiseln bekannt, die nach dem Münchener Muster aus den Kreisen des Bürgertums in Leipzig festgenommen werden sollten. Natürlich wollte es später niemand gewesen sein — aber die Liste war da und ließ sich nicht wegleugnen. Auch daß am 11. April in Dresden der verhetzte Pöbel den Kriegsminister Neuring in bestialischer Weise ums Leben brachte, zeigt, wessen man sich in Leipzig möglicherweise zu versehen hatte.

So mußte der Senat schon am 10. April zur allgemeinen Lage Stellung nehmen und sich die Frage vorlegen, wie er sich für alle Fälle wappnen könne, um durch solche Vorgänge, wie man sie in München hörte, nicht überrascht zu werden. Ich konnte auf eine Anfrage erwidern, daß mich die Frage unausgesetzt beschäftige. Auch die Studenten haben sich mit ihr befaßt. So habe eine Gruppe derselben

eine Entschließung gefaßt, durch die der Rektor mit Rücksicht auf die Münchener Vorgänge aufgefordert wurde, die Universitätsreform zu beschleunigen. Ich teilte dem Senat mit, daß ich den Antragstellern erklärt habe, ich werde nicht die Hand dazu bieten, aus Furcht vor solchen Ereignissen überstürzte Reformen zu vollziehen; außerdem habe ich die Überzeugung, daß in Leipzig die Sachlage ganz anders sei als in München mit seiner literarischen Bohème. Immerhin werde es gut sein, zu beschließen, daß man nur der Gewalt weiche, sofern eine solche überhaupt auftreten sollte. Der Senat billigte diese Auffassung. Ihr trat auch eine allgemeine Studentenversammlung bei, die am selben Abend eine ihr von mir vorgelegte Entschließung faßte, daß die Studentenschaft sich jedem gewaltsamen Eingriff in die Universitätsverhältnisse gegenüber ablehnend verhalte und ihrem Vertrauen zu Rektor und Senat in der Hoffnung Ausdruck gebe, daß in Bälde eine befriedigende Gestaltung der Universitätsverfassung herbeigeführt werde.

Dagegen wurde mit starker Mehrheit der Beschluß gefaßt, die Schließung der Universität für den 12. April zu fordern und den Beginn des Sommersemesters bis auf gelegenere Zeit zu verschieben. Der Senat konnte sich in einer am folgenden Tage (11. April) abgehaltenen außerordentlichen Sitzung mit Rücksicht auf den Ernst der politischen Lage der Überzeugung nicht verschließen, daß es besser sei, den Unterricht jetzt abzubrechen, als die Universität Fährlichkeiten der Art auszusetzen, wie sie in München vorgekommen waren. Er beschloß deshalb, am folgenden Tag, dem 12. April, das Zwischensemester abzuschließen. Zugleich stimmte er mit Rücksicht auf die Münchener Vorgänge meinem Antrag zu, daß man sich

im Falle eines Gewaltaktes solidarisch erkläre, so daß niemand sich zur Verfügung der Gewalthaber halten werde. Auch sollte, wenn ähnliche Vorkommnisse wie in München für Leipzig drohen sollten, unverzüglich eine Dozentenversammlung einberufen werden.

Als ich am 12. April mittags nach Hause ging, lernte ich, was Reklame ist. Mein Weg ging gewöhnlich zu der Rückfront der Universität am Leibnizhof. Ein mir unbekannter Herr erwartete mich vor meinem Amtszimmer und bat mich, ich möchte doch durch das Hauptportal zum Augustusplatz gehen. „Wozu?" Er möchte mich gern photographieren. Harmlos und ohne an etwas Arges zu denken, tat ich ihm den Gefallen. Nach ein paar Tagen stand in irgend einer illustrierten Zeitung das Bild mit der Unterschrift: „Die Universität Leipzig geschlossen! Der Rektor verläßt als letzter die Universität."

Das Ende der Republik Leipzig

Mit der Immatrikulation zum Sommersemester wurde am 28. April begonnen; die Vorlesungen selbst wurden am 8. Mai eröffnet.

Doch waren die Verhältnisse immer noch völlig ungesichert. So hielt es die Reichsregierung für nötig, durch Entsendung von Regierungstruppen unter General Maerker endgültig Ordnung zu schaffen. Da die Geheimhaltung des Truppenaufmarsches aufs strengste durchgeführt wurde, war die Überraschung der Leipziger eine vollkommene, als auf einmal am Sonntag, den 11. Mai, der Augustusplatz einem Heerlager glich. Im Sonnenschein liegend, sitzend oder stehend, löffelten Soldaten und Offiziere ihre Feld-

geschirre aus, schnitten Kommisbrot ab und ließen sich von den erstaunten Leipzigern begaffen. In der Nacht waren 20 000 Mann des Freiwilligen Landesjägerkorps mit Panzerzügen und Artillerie eingerückt. Abgesehen von ein paar geringfügigen Zusammenstößen mit Betrunkenen kam es zu keinerlei Widerstand und Blutvergießen. Ein Teil der Führer, soweit sie nicht wie Dr. Kurt Geyer durch Flucht sich unsichtbar gemacht hatten, wurden verhaftet; der Hauptbahnhof und die „Leipziger Volkszeitung" besetzt; die in der Gohliser Kaserne 106 liegende „Sicherheitswehr" entwaffnet; der Arbeiter- und Soldatenrat, weil auf ungesetzlicher Grundlage entstanden, aufgelöst und zur Neuwahl ausgeschrieben. Eine das Standrecht verkündende Proklamation des Generals teilte mit, sein ihm von der Reichsregierung im Einvernehmen mit der sächsischen Regierung erteilter Auftrag sei:

„a) die volle Regierungsgewalt der sächsischen Regierung ist wieder herzustellen und auf die Dauer zu sichern;

b) die Sicherheitstruppen, welche sich auf unabhängig-spartakistische Seite und regierungsfeindlich gestellt haben, sind zu entwaffnen und aufzulösen;

c) die unberechtigterweise in Händen der Zivilbevölkerung befindlichen Waffen sind sowohl in Leipzig wie in dessen Umgebung einzuziehen.

Während der Durchführung meiner Aufgabe steht die oberste militärische und zivile Gewalt mir allein zu."

Damit war der Herrschaft des Arbeiter- und Soldatenrats und mit ihr der Republik Leipzig ein jähes Ende bereitet.

Die Universität wurde insofern berührt, als unter Bezugnahme auf den Belagerungszustand einige Räume mit

Truppen, Waffen und Munition belegt wurden. Aber sonstige Unruhen und Störungen ihres inneren Lebens durch die revolutionären Bewegungen kamen nun nicht mehr vor, so daß dieser dramatische Teil des Jahres damit abgeschlossen war und das Sommersemester 1919 in dieser Hinsicht einen ruhigen Verlauf nehmen konnte.

*

König Friedrich August

Eine der wichtigsten durch den Umsturz herbeigeführten Veränderungen für die Universität war der Wechsel in ihrer obersten Leitung. Die fürstliche Huld, mit der die sächsischen Könige seit König Johann ihre Landesuniversität hochhielten, ist bekannt. Sie fand ihren besonderen Ausdruck in dem jährlichen, stets eine volle Woche umfassenden Besuch des Königs bei der Universität. Es war Regel, daß der König mit seinem Gefolge bei diesem Anlaß eine Anzahl Vorlesungen besuchte und eine Anzahl Professoren zu sich einlud. Die Universität wurde dadurch im Bewußtsein der Bevölkerung und besonders der ministeriellen Bürokratie außerordentlich gehoben, und sie wußte diese Auszeichnung zu schätzen. So war es auch seit König Georg, dem Vater des letzten Königs, üblich geworden, dem König das Ehren-Rektorat der Universität anzubieten. Der König war damit nicht nur als Landesherr, sondern auch als „Rektor Magnificentissimus" das oberste Haupt der Universität. Beide Herrscher, besonders aber der letzte König, waren stolz auf diese Würde. Für König Friedrich August bildete sie ein ganz persönliches Band, das ihn an uns knüpfte.

So wenig die Universität gesonnen war, als Korporation zu den politischen Ereignissen Stellung zu nehmen, so schien es mir doch dem Verhältnis, in das der letzte König

zu uns getreten war und das sich besonders seit dem 500-jährigen Jubiläum der Universität von 1909 immer enger gestaltet hatte, nicht angemessen zu sein, wenn wir nicht irgend eine Gelegenheit ergriffen, unserem Ehrenrektor, der er doch im Grunde geblieben war, ein Lebenszeichen zukommen zu lassen. Es mußte sich selbstverständlich jeder politischen Anspielung enthalten und durfte lediglich unserer persönlichen Verbundenheit mit ihm Ausdruck geben. Aber es sollte ihm doch sagen, daß wir auch unter den neuen Verhältnissen das uns vielfach erwiesene hohe Wohlwollen nicht ganz vergessen hatten. Ich wählte dazu absichtlich nicht des Königs Geburtstag, sondern die letzten Januartage, in die seit Jahren der Besuch des Königs in Leipzig gefallen war.

So machte ich dem Senate den Vorschlag, daß ich in seinem Namen dem ehemaligen König schreiben dürfe, wir wollten diese Tage, da sie sich zum ersten Male jährten, nicht vorübergehen lassen, ohne unserem Ehrenrektor ein Zeichen unseres Gedenkens und unsern Dank für die der Universität während seiner Regierung erwiesene Huld zum Ausdruck zu bringen. Natürlich durften weder die Post noch die gegenwärtigen Machthaber hievon etwas erfahren. Es mußte alles streng vertraulich verhandelt und in tiefster Stille durchgeführt werden. Kreishauptmann v. Burgsdorff, der damals als Regierungsvertreter noch Sitz im Senat hatte, übernahm es, den von mir zu schreibenden Brief an die Deckadresse eines Gutsnachbarn des Schlosses Sibyllenort, das der ehemalige König bewohnte, zur persönlichen Aushändigung an diesen gelangen zu lassen.

Wenige Tage nachher hatte ich bereits die in einem eigenhändigen, ausführlichen Brief des Königs nieder-

gelegte Antwort in Händen. Er bedankt ſich warm und läßt die Univerſität herzlich grüßen. Was der König im einzelnen über den Umſturz und die neugeſchaffenen Verhältniſſe ſowie über ſeine perſönliche Stellung zu ihnen und zu den neuen Machthabern ſagt, entbehrt zwar nicht des hohen Reizes urwüchſiger Kraft, entzieht ſich aber zurzeit noch der Mitteilung.

Miniſter Buck

Handelte es ſich bei dem Rektorat des Königs mehr um ein Ehrenamt als um eine wirkliche Funktion, ſo war der Wechſel im Miniſterium von weit tiefergreifender Wirkung. Mit der Beſeitigung der Monarchie war natürlich auch das erſt vor wenigen Tagen neugebildete Miniſterium wieder geſtürzt. Als der der Univerſität vorgeſetzte Kultusminiſter trat der ſozialdemokratiſche Abgeordnete Buck, ſeinem Berufe nach früherer Stukkateur, in das Miniſterium ein.

Es iſt damit wohl zum erſtenmal der Fall eingetreten, daß den höheren und höchſten Bildungsanſtalten des Landes ein oberſter Vorgeſetzter zuteil wurde, der keine von ihnen ſelbſt durchgemacht und ſomit aus eigener Anſchauung kennen gelernt hatte. Niemand wird ſagen können, daß damit ein normaler Zuſtand geſchaffen ſei. Aber die Univerſität war in der glücklichen Lage, dem Miniſter Buck, als er das Kultusminiſterium in andere Hände übergab, für beinahe ein Jahr gerechten und wohlwollenden Regiments aufrichtig danken zu können. In den bewegten Tagen des Winters und Frühlings nach dem Umſturz konnte freilich das Miniſterium uns mehrfach nicht viel

mehr als moralische Hilfe angedeihen lassen. Aber die Universität mußte doch anerkennen, daß es unter der Leitung des Ministers Buck trotz seiner eigenen oft recht schwierigen Lage jederzeit alles in seinen Kräften Liegende tat, um uns zur Seite zu stehen. Auch persönlich hatte ich bei mehrfachem amtlichem Zusammentreffen von Herrn Buck den Eindruck eines Mannes, der zwar durchaus auf seinem Parteiprogramm stand, aber innerhalb desselben mit Weitblick und aufgeschlossenem Verständnis für andere Auffassungen, zugleich mit viel persönlichem Wohlwollen und ausgesprochenem Gefühl für Rechtlichkeit und Billigkeit, seines Amtes waltete.

Als nach den Stürmen des Winter- und Zwischensemesters wieder etwas mehr Ruhe eingetreten war, kam Minister Buck im Laufe des Mai nach Leipzig, um sich der Universität vorzustellen und sie aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Er wurde in meinem Amtszimmer vom Rektor und den Dekanen begrüßt. In der von mir gehaltenen Ansprache war jedes Wort darauf angelegt, dem neuen Vorgesetzten ohne viel Umschweife und ohne jeden Byzantinismus, aber doch in verbindlicher Form, den Standpunkt der Universität darzulegen. Sie lautete:

„Herr Minister! Im Namen der Universität bringe ich Ihnen bei Ihrem erstmaligen Besuche, den Sie unserer Hochschule als deren Vorgesetzter abstatten, unseren aufrichtigen Willkommgruß entgegen.

Die Universität ist stolz darauf, Sie auf eigenem Grund und Boden begrüßen zu können; der Boden, auf dem wir stehen, ist vor bald 500 Jahren der Universität als Eigentum überwiesen. Unsere Universität ist eine der wenigen, vielleicht die einzige auf deutschem Boden, die nicht ausschließlich oder fast

ganz durch höhere Huld gegründet ward, sondern die sich selbst ihre Stätte gewählt und so gewissermaßen sich selbst gegründet hat: Lehrer und Lernende sind vor mehr als 500 Jahren aus dem tschechischen Prag ausgezogen und haben sich hier niedergelassen. Wir haben deshalb auch allezeit Wert darauf gelegt, nicht herzogliche oder fürstliche Universität zu heißen, sondern nannten uns bis in die Gegenwart schlicht und stolz schlechtweg „Universität Leipzig".

Wir glauben uns der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß auch die gegenwärtige Regierung wie ihre Vorgängerinnen der Universität dasjenige Wohlwollen und das Maß von Anerkennung ihrer alten Freiheiten entgegenbringen werde, dessen sie zu einer gedeihlichen Ausrichtung ihres idealen Berufes nicht entraten kann. Wir unsererseits sprechen dafür gern die Versicherung aus, daß wir bereit und schon am Werke sind, uns allen vom Geiste der Zeit gebotenen Neuerungen in Verfassung und Unterricht zu erschließen, soweit sie nicht die geschichtlich gewordenen Grundlagen der Größe und Eigenart der Universität selbst antasten.

Möge auch dieser Besuch unseres neuen Vorgesetzten dazu beitragen, das Band des Vertrauens, das allezeit schon zwischen unserer vorgesetzten Behörde und uns bestanden hat, neu zu knüpfen."

Ein Rundgang durch die Räume des Augusteums schloß sich an, worauf der Herr Minister eine größere Anzahl von Instituten der verschiedensten Wissensgebiete unter Führung der einzelnen Direktoren besichtigte. Es war in hohem Maße erfreulich zu sehen, wie Minister Buck sich aufrichtig bemühte, dem Wesen und der Aufgabe der einzelnen Fächer gerecht zu werden, obwohl ihm doch jede höhere Schulbildung abging. Gerade Buck ist ein Beweis dafür, wie wenig es im Grunde auf bloße Wissensbildung

ankommt und wie viel mehr die Persönlichkeit bedeutet als der Schulsack. Daß die Frage: „Wozu braucht man das?“ etwas öfter auftrat, als den Vertretern abstrakter Disziplinen bequem war, war verzeihlich, und daß der Minister neben den Problemen hoher Wissenschaft immer zugleich nach dem Aufwärter, Maschinisten und Heizer fragte und über deren Stellung und Einkommen Auskunft haben wollte, entsprach seinem Parteistandpunkt, ehrte aber auch zugleich, da nichts daran gemacht erschien, durchaus sein soziales Empfinden.

Ein schöner Zug war es, daß er sich seiner Vergangenheit nicht schämte. So traf er bei der Besichtigung des archäologischen Instituts auf einen der dortigen Angestellten, der nach den Angaben des Professors Figuren herzustellen und zu ergänzen hatte. Der hatte früher einmal mit Buck als Stukkateur zusammen gearbeitet und fand Gelegenheit, ihn auf diese Bekanntschaft anzureden. Der Minister erkannte ihn nicht mehr, fragte aber, in welchem Jahr und wo das gewesen sein könne? Als jener ihm Zeit und Arbeitsstätte angab, ging er sofort und in voller Harmlosigkeit darauf ein: „Ja, das stimmt, damals habe ich dort gearbeitet; dann sind wir also Arbeitskollegen.“

Wie wenig Buck auch sonst seine Vergangenheit verleugnete, zeigt der folgende Vorgang. Es handelte sich, irre ich nicht, um die Frage des königlichen Palastgebäudes in der Goethestraße. Wir hatten es einige Zeit schon für studentische Zwecke eingerichtet und fühlten uns in den eleganten und bequemen Räumen so behaglich, daß der Gedanke, das Gebäude als Studentenhaus einzurichten, uns sehr verlockend erschien. Die Finanzverwaltung

machte Schwierigkeiten, und so wurde beschlossen, daß ich in Begleitung des Rentmeisters der Universität und einiger Studenten persönlich nach Dresden fahren solle, um die Sache beim Minister zu betreiben. Am andern Morgen, als ich den Zug betrat, wurde ich von den zwei zur Mitreise bestimmten Studenten an den für mich besetzten Platz geleitet. Ich fand dort den Rentmeister und einen weiteren, mir nicht bekannten Herrn. Als der letztere auf einer der Zwischenstationen für einen Augenblick den Wagen verließ, fragte ich die Kommilitonen, wer eigentlich der junge Herr sei. Sie erwiderten, er sei ihnen selbst nicht näher bekannt, sei aber ein Student, der sich gestern dem Ausschuß zum Mitreisen angeboten habe mit der Begründung: wenn er mitkomme, gehe die Sache viel schneller. Er sei nämlich der Sohn eines Gastwirts in einem kleinen Orte. Vor nicht allzu langer Zeit habe sein Vater seinen Saal neu herrichten lassen. Dabei habe er die Stuckarbeit seinem Parteigenossen Buck übertragen. Dieser habe zu dem genannten Behuf längere Zeit bei ihnen im Hause geweilt, so daß er bei ihnen kurzweg „Onkel Buck" heiße. Auf Grund dieses nahen persönlichen Verhältnisses glaube er, uns nützliche Dienste tun zu können.

Wäre ich in der Sache vorher befragt worden, so hätte ich allen Ernstes erwägen müssen, ob das wohl der richtige Weg sei, beim Minister Erfolge zu erzielen. Allein kaum war das Gespräch beendet, so erschien der junge Mann wieder und nahm seinen Platz ein, und der Zug rollte weiter nach Dresden, — kurz, ich war vor eine vollendete Tatsache gestellt. Am Bahnhof angelangt, machten wir uns sofort auf den Weg ins Ministerialgebäude. Nach wenigen Schritten, als ich meine Begleitung musterte,

vermißte ich den überzähligen Studenten. Ich fragte, wo denn der weitere Herr geblieben sei, worauf mir die Antwort wurde, er sei schnell vorausgeeilt, um alles vorzubereiten. In der Tat, bis wir am Ziele anlangten, waren nicht nur der Portier und das Personal hinreichend informiert, sondern auch der Minister selbst kam uns mit der größten Freundlichkeit entgegen und versicherte, er werde tun, was in seinen Kräften stehe, unsern Wunsch zu erfüllen.

Ich traue ihm freilich zu, daß er es auch ohne diese sonderbare Protektion getan hätte (leider behielt die Finanzverwaltung trotzdem die Oberhand). Eben deshalb habe ich den Fall auch nie von der moralischen Seite angesehen, sondern vielmehr von der heiteren. Als nicht allzulange nachher im Landtage ein sozialistischer Redner im Brustton tiefempfundener sittlicher Entrüstung über Korruption und Nepotismus im alten Staate wetterte, die nun glücklich abgetan seien, reizte es mich freilich einen Augenblick, diesen Fall zu erzählen. Aber doch nur einen Augenblick. Denn ich hätte es für unehrlich halten müssen, diesem völlig naiven Nepotismus irgend welche politische Bedeutung beizumessen.

Universitätsreform

In meiner Ansprache an den Minister hatte ich die Versicherung ausgesprochen, daß wir bereit seien, uns allen vom Geiste der Zeit gebotenen Neuerungen in Verfassung und Unterricht zu erschließen, soweit sie nicht die geschichtlich gewordenen Grundlagen der Größe und Eigenart der Universität antasteten. Diese Bemerkung bezog sich

auf das große Werk der Universitätsreform, das wir bereits in Angriff genommen und schon ein gut Stück weit gefördert hatten.

Die Verfassung der Universitäten, wie sie sich auf deutschem Boden im Laufe einer langen geschichtlichen Entwicklung herausgebildet hatte, besaß zweifellos ihre großen Vorzüge. Aber gewisse Schwächen, die ihr anhafteten, ließen sich ebensowenig verkennen. In der Idee war sie aufgebaut auf der Auswahl der Besten, vollzogen durch die nächsten Fachgenossen als die anerkannten Sachkundigen. Daher das Recht der Fakultäten, für erledigte Stellen die neuen Inhaber auszuwählen und dem Minister vorzuschlagen, und die hieran geknüpfte Erwartung, daß diesen Vorschlägen, wenn nicht zwingende Gründe dagegen sprachen, Folge geleistet werde. Sie war weiter aufgebaut auf dem Rechte der unbeschränkten Lehrfreiheit, der nur die Wahrheit und die persönliche Überzeugung Gesetz war. Aus ihr folgte von selbst die unverkürzte Dauer der Lehrtätigkeit: sollte ein Professor nicht um unbequemer Lehre willen zum Schweigen verurteilt werden können, so gab es kein sichereres Mittel hierfür als das Recht, die Lehrtätigkeit nach freiem Belieben bis ans Ende der Lebenszeit fortsetzen zu dürfen.

In der Praxis trat nicht selten die Kehrseite zutage. Das Recht unbeschränkter Dauer der Lehrtätigkeit wurde manchmal rücksichtsloser, als es das Interesse der Wissenschaft erwünscht erscheinen ließ, ausgenützt. Ich habe Fälle erlebt, in denen überalt gewordene Kollegen in der guten Meinung, sie seien noch dasselbe, was sie vor 30 und 40 Jahren gewesen waren, fortfuhren zu dozieren und gar nicht wahrnahmen, daß sie inzwischen das Gespött der Jugend geworden waren. Standen solche krasse Fälle

glücklicherweise immer nur vereinzelt da, so gab es doch Fälle genug, in denen ein objektives Urteil bei aller Anerkennung der Vorzüge einer reifen Lebenserfahrung doch nicht verkennen konnte, daß der Universität mehr gedient wäre, wenn der Inhaber des verantwortungsvollen und vielverzweigten Hauptamtes das letztere in jüngere Hände legen und sich selbst der Weiterführung der Forschung und der freien Lehrtätigkeit widmen würde. Ich vertrat seit Jahren und so auch in den damaligen Verhandlungen mit besonderem Nachdruck den Standpunkt, daß die Einführung einer etwa beim siebzigsten Lebensjahr liegenden Altersgrenze unbedingtes Interesse der Universität sei.

Nicht minder barg das Recht der freien Auswahl der Besten durch die Fakultäten die Gefahr in sich, daß sich in ihrem Kreise leicht Schulen und Richtungen bildeten, welche durch die Berufungspolitik der Herrschaft der eigenen Schulmeinung zum Siege zu verhelfen suchten, so daß der Vertreter der eigenen Meinung oft genug bona fide von selbst auch als der wissenschaftlich Tüchtigste eingeschätzt wurde.

Nach beiden Richtungen hin war das System geeignet, Unzufriedene in nicht geringer Zahl im eigenen Lager zu schaffen. Junge, hoffnungsvolle Kräfte sahen sich am Fortkommen gehindert und wurden des langen Wartens müde, weil sich durch das Beharrungsvermögen der Älteren keine Tür des Anstiegs nach oben für sie auftun wollte. Und die verhältnismäßig stattliche Zahl derer, denen auch bis in reifere Jahre der Aufstieg zum eigentlichen Ziele des „ordentlichen" Lehramts nicht geglückt war, war stets in der Versuchung, die Frage nach der Ursache des Zurückbleibens durch den Hinweis auf das Übelwollen und die Kurzsichtigkeit der Fakultäten zu beantworten. Daß das

Prinzip der Auswahl der Besten mit Notwendigkeit des öftern ein Hinwegschreiten über vorhandene Kräfte zugunsten auswärtiger oder jüngerer, aber schon besser bewährter, nach sich zog, wurde selten vorurteilsfrei anerkannt. Diese Anerkennung zu fordern, hieße auch im gegebenen Falle zumeist mehr als gewöhnliche Einsicht und Charakterstärke heischen. Immerhin konnte eine Reform in der Richtung versucht werden, daß Vertreter der Nichtordinarien in Senat und Fakultäten mit Sitz und Stimme aufgenommen wurden und so Gelegenheit gewannen, hier selbst die ihnen wesentlich scheinenden Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen. Diese Regelung wurde im Zusammenhang mit der Universitätsreform in Leipzig und seitdem wohl ähnlich an allen deutschen Universitäten durchgeführt.

Alle diese und verwandte Fragen und die aus ihnen erwachsenen Wünsche traten mit der Revolution neu in die Erscheinung. Man hatte sie längst gekannt und viel von ihnen geredet. Da nun aber eine neue Zeit anbrach, so war es begreiflich, daß man von ihr — und zwar durchaus nicht nur im revolutionären Lager — auch nach dieser Richtung hin Neues erwartete. So traten schon gleich nach dem Ausbruch der Revolution ältere Studenten und jüngere Dozenten zusammen, um über die Schäden des gegenwärtigen Universitätswesens zu beraten und Vorschläge zu seiner Reform auszuarbeiten.

Ein in diesem Zusammenhang besonders heftig erörtertes Problem war das des Extraordinariates. Professor Becker, damals Unterstaatssekretär im preußischen Kultusministerium, hatte seine völlige Abschaffung vorgeschlagen, die ja in der Folge in Preußen auch so gut wie ganz durchgeführt worden ist. Sämtliche planmäßigen Extraordi-

nariate sind dort an allen Universitäten außer Berlin in den Jahren 1920 und 1921 in persönliche Ordinariate umgewandelt worden. Es ist begreiflich, daß bei den älteren Nichtordinarien diese Vorschläge teilweise lebhafte Zustimmung auslösten. Waren sie doch geeignet, manchen, der zu hoffen aufgehört hatte, mit einem Schlage in das ersehnte Ordinariat zu bringen. So schien es eine Zeitlang, als würde auch die Leipziger Universität den Beckerschen Vorschlag sich zu eigen machen. Aber, während bei vielen Ordinarien schon von Anfang an schwere Bedenken rege waren, entstand spontan während der Beratungen eine lebhafte Gegenströmung aus den Kreisen der jüngeren Nichtordinarien, insbesondere der Privatdozenten. Für sie war die Erhaltung des Extraordinariates in seinem Charakter als Übergangsstellung für tüchtige Junge eine Lebensfrage. Nach längerem, teilweise erregtem Hin und Her wurde dann auch die grundsätzliche Erhaltung der planmäßigen Extraordinariate beschlossen. Nur wo wichtige Fächer bisher allein durch einen Extraordinarius vertreten waren, sollte die Professur in ein Ordinariat verwandelt werden; insbesondere sollten alle Direktoren bedeutender Institute Ordinarien sein. Aber auch hier sollte ganz streng das Prinzip angewendet werden, das allein der Würde der Wissenschaft entspricht: daß nämlich jede Form eines automatisch beamtenmäßigen Aufrückens vermieden und nur nach der wissenschaftlichen und pädagogischen Tüchtigkeit, nicht aber nach der Zugehörigkeit zur Universität oder gar nach dem Dienstalter entschieden würde. Es darf wohl gesagt werden, daß diese Regelung, vor allem aber die Erhaltung des Extraordinariates an unsrer Universität, sich in jeder Hinsicht bewährt hat. Es ist von vielen preußischen Stellen offen ausgesprochen

worden, daß man dort längst seine übereilte Abschaffung als schweren Fehler einsehen gelernt hat.

Eine andere, viel und lang beratene Frage betraf die Privatdozenten. Sie sind derjenige Stand innerhalb des Corpus academicum, auf dem die Zukunft des Lehrkörpers ruht. Es gehört ein großes Maß von Idealismus dazu — und er soll dazu gehören! —, ohne einen Pfennig Entgelt, vielfach für Jahre, sich einer Tätigkeit zu widmen. Es kann der Zufall wollen, daß ein Privatdozent eine stattliche Zahl von Hörern findet, aber es ist das eine Seltenheit; vor allem ist es eine Seltenheit, daß er davon existieren kann. Nun ist zweifellos nötig, diese freie Stellung des Privatdozententums zu erhalten. In ihr liegt seine Kraft. Aber ebenso deutlich war in jenen Jahren und ist noch die Gefahr, daß nur noch der Vermögende, das hieß aber, der Kriegs- und Revolutionsgewinnler, imstande war, die Gelehrtenlaufbahn zu ergreifen. So war es höchster Sorgfalt bedürftige, dringendste Pflicht, sich um die wirtschaftliche Lage der Privatdozenten zu kümmern und einen Fonds oder Stipendien zu organisieren, aus denen den Bedürftigen unter ihnen die unmittelbarsten Lebensnotwendigkeiten sichergestellt werden konnten.

Auf der anderen Seite liegt es in der Natur der Dinge, daß nicht jedes Talent sich ein Leben lang bewährt. Nicht immer bleibt der Primus omnium der Tüchtigste. Warum? Oft genug nicht darum, weil er es am Streben fehlen ließ, sondern weil seine Kraft zu früh aufgebraucht war. Es gibt Leute, deren Doktorarbeit das Beste ist, was sie hervorgebracht haben, aber auch das einzige. Sie können auf Grund einer solchen Leistung zur akademischen Laufbahn zugelassen werden. Was aber soll geschehen, wenn

die Fortsetzung ausbleibt? Ich bin stets der Meinung gewesen, daß es sowohl im Interesse der Wissenschaft richtig als auch gegen den Betreffenden barmherzig sei, wenn man ihm rechtzeitig helfe, den Rückweg aus dem akademischen Beruf finden. Nur so verhütet man jene unglücklichen, sich selbst wie den Universitäten in gleicher Weise zur Last werdenden Existenzen der sitzengebliebenen und verbitterten „ewigen" Privatdozenten. Wir haben uns in jenen Verhandlungen und Beratungen auch um diese fast schwierigste aller Reformfragen redlich gemüht. Es war mir eine besondere Befriedigung, daß — nach manchem harten Aufeinanderprallen der Meinungen — die Mehrzahl der damaligen Leipziger Privatdozenten sich der nüchternen Gesundheit dieser Erwägungen nicht verschloß. So wurde auch mit ihrer Zustimmung damals von der Universität in ihrer noch zu erwähnenden Denkschrift vorgeschlagen, es sollten „Einrichtungen getroffen werden, die das Erlöschen der venia legendi ermöglichen, falls nach Ablauf von fünf Jahren keine entsprechenden neuen wissenschaftlichen Leistungen oder namhafte Lehrerfolge aufzuweisen sind". Gegen willkürliche Handhabung wurden ausdrückliche Schutzmaßnahmen vorgesehen, vor allem jede Berücksichtigung der politischen Stellung oder Vergangenheit des einzelnen streng untersagt.

Leider gehörte gerade dieser Punkt zu denen, die, wie gleich zu erwähnen sein wird, von der Regierung unerledigt gelassen wurden.

Neben diesen Dingen, die naturgemäß vor allem die jüngeren Dozenten beschäftigten, spielten einige die Studenten bewegende Fragen eine Rolle. In erster Linie stand für sie die Examensfrage. Es unterliegt ja keinem

Zweifel, daß das Prüfungswesen, man mag es gestalten, wie man will, mindestens für den Prüfling eine Ausgeburt menschlicher Unvollkommenheit ist und bleibt. Und heute noch muß ich, der ich durch fast ein halbes Jahrhundert hindurch in zahllosen Prüfungen die Leiden des Prüfens und des Geprüftwerdens teils durchgekostet, teils nachempfunden habe, sagen, daß das Prüfen mir zu den sauersten und unerfreulichsten Aufgaben meines Lebens gehörte. Aber es bleibt ein notwendiges Übel. Und will man es nicht zum sinnlosen Schein erniedrigen, so bleibt dem Examinator nichts übrig, als ein gewisses Mindestmaß von Kenntnissen als unumgänglich zu fordern. Daß über dessen Umfang die Meinungen geteilt sein können, und daß bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge auch sonst bei einzelnen Persönlichkeiten groteske Mißstände sich herausbilden konnten, soll nicht geleugnet werden. Für die Studenten war die Neuordnung der Dinge der erwünschte Anlaß, ihren eigenen Gedanken über die Gestaltung des Prüfungswesens freien Lauf zu lassen. Neben gesunden Ideen wie der, daß ein Zuviel des Einzelwissens nicht verlangt werden solle, traten auch solche zutage, die in der Praxis einer Aufhebung der Prüfung gleichgekommen wären.

Ferner spielte eine namhafte Rolle die Umgestaltung des Instituts- und Seminarwesens. Teils wurde eine Einschränkung der allerdings teilweise fast unumschränkten Vollmacht der Direktoren großer Institute verlangt, teils eine Erweiterung der seminaristischen Lehrweise an Stelle des bloßen Vortrags in den sogenannten Vorlesungen. Das Schlagwort der Lehr-Lern-Methode spukte vielfach in den Köpfen. Es war freilich ein Phantom, wenn manche Köpfe sich daran berauschten, die Buch-

druckerkunst sei erfunden, man brauche die Vorlesung nicht mehr. Gewiß ist sie erfunden; aber der zusammenhängende Vortrag über eine Materie, die Einführung in den Stoff in freier, aber zusammenhängender Gestaltung, und vor allem in die Methode kann niemals entbehrt werden. Die Übung ist der Natur der Sache nach dafür da, daß sie eine kleine Materie in die Tiefe verfolgt. Tritt an Stelle der Vorlesung die Übung, so besteht die Gefahr, daß man bei einem Bruchteil des Ganzen hängen bleibt. Darum muß die Übung ihre Geltung behalten und die Vorlesung die ihre.

Auch die Teilnahme an der Universitätsverwaltung lag im Bereich der studentischen Wünsche. Die Erinnerung, daß vor Zeiten die Studenten tätige Mitglieder des Corpus academicum gewesen waren — war es doch vorgekommen, daß ausnahmsweise Studenten von hoher Herkunft zum Rektor kreiert wurden —, hatte schon im Kriege dazu geholfen, die Studenten zu tätiger Mitarbeit an der Fürsorge für die Kommilitonen aufzurufen. Jetzt erinnerten die letzteren sich daran, daß gerade Leipzig seine Existenz als Universität dem gemeinsamen Gründerwillen von Lehrern und Lernenden verdankte, die vor mehr als 500 Jahren aus Prag ausgewandert waren. Ja selbst das Universitätsgericht, weil es über Studenten urteilte, sollte nach der Meinung einzelner entweder ganz abgeschafft werden oder in den Händen der Kommilitonen liegen, und es war durchaus nicht als schlechter Scherz gemeint, wenn eines Tages am schwarzen Brette die Bestellung des mehrfach genannten Studenten B. zum Universitätsrichter gefordert wurde.

Aber auch der Senat hatte die Zeit nicht müßig verstreichen lassen. Ihm war es vom ersten Anfang klar, daß zugleich mit einem vollkommen neuen Aufbau des Staatswesens auch die Zeit gekommen sei, die Umgestaltung der Universität im Sinne einer Reform von Innen heraus aus freien Stücken in die Hand zu nehmen. Er tat damit nichts schlechthin Neues. Mehr als einmal ist es in der Geschichte der Leipziger Universität vorgekommen, daß diese selbst die Hand dazu bot, ihre im Laufe der Zeiten veraltet gewordene Verfassung in eine der neueren Zeit entsprechendere Form zu bringen. Schon am 20. November, also elf Tage nach dem politischen Umschwung, hatte Professor Spranger dem Senate Vorschläge zu einer Reform der Universitätsverfassung unterbreitet. Ebenso hatte Professor Wiener damals schon Mitteilung über Pläne der Studenten gemacht, die unter anderem dahin gingen, die Abschaffung der Kollegiengelder, sowie der akademischen Disziplinarordnung und des Universitätsgerichts durchzusetzen. Die Beratung vor dem Senat hatte sich verzögert, weil der Fahnenstreit und die an ihn sich anknüpfenden Vorgänge die Universitätsgeschäfte überhaupt für eine Anzahl von Tagen so gut wie stillgelegt hatten. Aber sofort in der ersten Sitzung nach dem Rücktritt des Rektors Hölder wurde am 4. Dezember 1918 neben der Frage der Neuwahl des Rektors auch die der Universitätsreform in die Beratung gezogen. Es wurde beschlossen, die Durchberatung des gesamten Reformwerkes einer Kommission zu übertragen, die über ihre Beschlüsse jeweils dem Senate Bericht zu erstatten hatte. Die Kommission bestand aus Vertretern der ordentlichen Professoren und der Nichtordinarien (Honorarprofessoren, Extraordinarien und Privatdozenten) unter Zuziehung von

Vertretern der Studentenschaft, sowie der Assistenten und Beamten, in Fällen, wo deren Angelegenheiten zur Beratung standen. Den Vorsitz führte der Rektor; ein Vertreter des Ministeriums hatte Sitz in der Kommission, um den Standpunkt der Regierung zur Geltung zu bringen.

Als daher einige Zeit nach der Revolution die vorhin genannte Gruppe von älteren Studenten und jüngeren Dozenten die Gesamtuniversität zu einer abendlichen Versammlung in der Aula einlud und hier ihr Reformprogramm vortrug, war ich als Rektor in der angenehmen Lage, den Herren die Erklärung abgeben zu können, daß der Senat als die berufene Verwaltungskörperschaft innerhalb der Universität dem Gedanken einer Reform grundsätzlich durchaus sympathisch gegenüberstehe, ja sie selbst seit einiger Zeit schon von sich aus in Angriff genommen habe. So wenig es möglich sei, jetzt schon bindende Erklärungen über die einzelnen Punkte des Reformprogramms abzugeben, so sei ich desto mehr in der Lage, den Kommilitonen die Versicherung geben zu können, daß alle ihre Wünsche reiflich und mit wohlwollender Gewissenhaftigkeit erwogen werden sollten. Auch konnte ich jetzt schon oder jedenfalls bald nachher den Studenten die Zusicherung geben, daß bei der Beratung aller sie selbst und ihren Anteil an der Universitätsverwaltung anlangenden Gegenstände Vertreter ihres Ausschusses in hinreichender Zahl zugezogen würden. Die Erklärung hatte durchaus den gewünschten Erfolg. Die Versammlung sah freiwillig davon ab, auf eigene Hand in der Sache des Reformwerks weiter vorzugehen.

Die Arbeit wurde sofort in Angriff genommen und sie hat im Laufe des Wintersemesters 1918/19, im Zwischen-

semester und bis tief ins Sommersemester 1919 hinein einen ganz erheblichen Teil meiner Zeit und Kraft in Anspruch genommen. Sonderberatungen der einzelnen Gruppen von Interessenten, Beratungen des Plenums der Reformkommission, der Fakultäten, des Senats und des großen Professorenkollegiums lösten einander in fast ununterbrochener Folge ab. Vielfach gaben Beschlüsse, die in einer einzelnen Gruppe gefaßt waren, Veranlassung, daß die Kommission, die Fakultäten, der Senat oder alle zusammen sich aufs neue mit einer Frage zu befassen hatten. Der vorläufig fertig gestellte Entwurf wurde zur Meinungsäußerung an die anderen Universitäten gesandt, was wieder zu neuen Verhandlungen, zumeist durch mehrere Instanzen hindurch, Anlaß gab. Von hier aus wurde der Entwurf am Ende des Rektoratsjahres in einer Denkschrift schließlich vom Senat und dem großen Kollegium verabschiedet und dem Ministerium am 30. Oktober 1919 zur Genehmigung eingereicht. Ich konnte dem Ministerium berichten,

> „daß alles Menschenmögliche getan ist, den verschiedenen in den Gruppen der Universität wie in den Fakultäten vorhandenen Strömungen gerecht zu werden und das festzustellen, was unter Zurückstellung mancher Sonderwünsche den gemeinsamen Willen der Gesamtuniversität darstellt".

Leider war dennoch dem Werk kein so voller Erfolg beschieden, wie es ihn nach dem unendlichen Aufwand von redlicher Arbeit und gutem Willen, der auf es verwandt worden war, verdient hätte. Der Entwurf war das Werk der Verständigung unter den verschiedenen Gruppen innerhalb der Universität und mit den Schwesteranstalten. Er konnte somit als wohlerwogen und aus einem Guß gel-

ten. Er war außerdem unter den Augen der Regierung und mit deren Billigung entſtanden. Trotzdem hat die Regierung ihn weder anerkannt noch ihn abgelehnt. Sie hat es vielmehr vorgezogen, einzelne ihr genehme Punkte wie die Neuregelung des Modus der Rektorwahl, die Vertretung der Nichtordinarien in den Fakultäten, die Altersgrenze der Profeſſoren herauszugreifen und zumeiſt im Wege der Verordnung zu erledigen und das übrige beiſeite zu ſchieben. Es geſchah zwar unter ausdrücklicher dankbarer Anerkennung der geleiſteten Arbeit, aber es geſchah doch nur ſo, daß eine Anzahl wichtiger und untrennbar mit dem Ganzen verbundener Punkte unerledigt blieben.

Studentiſche Fürſorge

Neben dem Reformwerk mußte die ſtudentiſche Fürſorge, die ja ſchon im vorhergehenden Jahr eingeſetzt hatte, weitergehen. Die Not der Zeit war nicht geringer, ſondern größer geworden, und der Zuſtrom der aus dem Felde heimkehrenden Studenten machte in manchen Stücken eine vollkommen neue Einſtellung nötig. Die zwei weſentlichſten Sorgenkinder waren die Ernährungs- und die Wohnungsfrage.

Schon im verfloſſenen Jahr hatte die Ernährung ernſte Schwierigkeiten bereitet. Es wurde daher, da das Konvikt längſt nicht mehr ausreichte, beſonders für Kriegsbeſchädigte und Studentinnen, mehr und mehr aber für alle Kommilitonen, im Burgkeller am Naſchmarkt ein ſtudentiſcher Mittags- und Abendtiſch eingerichtet, der freilich, um bei mäßigen Preiſen gehalten werden zu können, nam-

hafter Zuschüsse bedurfte. Sie wurden durch die Hilfe begüterter Wohltäter, zu denen sich auch Max Klinger gesellte, aufgebracht. Nach der Rückkehr der Kommilitonen aus dem Felde im Herbst 1918 wurde im Zusammenhang mit der fortschreitenden Verteuerung der Lebensmittel die Lage immer schwieriger. Die Zahl der Teilnehmer wuchs allmählich bis gegen 600 und 700. Auch der inzwischen angegliederte Abendtisch war bald bis zu rund 300 Teilnehmern angeschwollen. Die von Anfang an in Aussicht genommene Beihilfe wuchs dadurch zu unerschwinglicher Höhe an. Um die Kosten der Bedienung zu sparen, kam ich auf den Gedanken, einen Kreis von Damen der Universität darum zu bitten, die Arbeit der Bedienung freiwillig zu übernehmen. Diese Aushilfe tat eine Zeitlang vortreffliche Dienste. Doch war die Begeisterung von nicht allzu langer Dauer, und wir kamen mehr und mehr auf den bisher unerhörten Ausweg, daß die Studenten selbst ihre besten Aushelfer und Bediener seien. Daraus ist dann das Institut der studentischen Helferschaft erwachsen, das sich für die Dauer vortrefflich bewährt hat.

Aber bald entstanden neue Hemmnisse. Durch die steigende Knappheit der Lebensmittel kam der Unternehmer immer mehr in Schwierigkeiten, so daß die Klagen über das Nachlassen der Qualität bei starrem Festhalten an den Preisen oder deren Steigerung stetig überhand nahmen. Im Kreise der überwachenden Damen setzte sich immer mehr die Überzeugung fest, daß hier ein Mißverhältnis obwalte, das nur zu beseitigen sei, wenn es gelinge, die Beköstigung in die eigene Hand zu nehmen. Frau Prof. Dora Förster ist die rettende Tat gelungen. Ihr und ihrem Stabe von Helfern und Helferinnen war es zu danken, daß es immer wieder möglich gemacht wurde, den Be-

suchern des studentischen Mittags- und Abendtisches ein reichliches und gutes Mahl zu liefern. Welch eine Unsumme täglicher Mühe, Sorgfalt und Findigkeit dazu nötig war, und wie freudig und opferbereit die Leiterin sie immer wieder aufbrachte, das können nur die unmittelbar Eingeweihten ermessen.

Das zweite Schmerzenskind war das Wohnungswesen. Das studentische Wohnungswesen lag längst im argen und schrie förmlich nach einer Reform. Die Universität hatte einen amtlichen Wohnungsnachweis, der aber in vielen Stücken ein Hohn auf diesen Namen war. Im Pedellzimmer oder beim Kastellan lag eine Liste auf, in welche die Vermieter ihre Angebote eintrugen. Einzelne Wohnungen wurden von dem die Liste verwaltenden Hilfspedellen mit dem Prädikat „Gut" oder „Empfehlenswert" versehen — jedoch nicht nach der Qualität, sondern nach der Höhe des von dem Vermieter entrichteten Obolus. So rissen die Klagen über unsaubere, mit Ungeziefer und noch schlimmeren Mängeln behaftete, aber von der Universität amtlich empfohlene Wohnungen nicht ab. Es schien ein unantastbares Gewohnheitsrecht der unteren Organe auf Nebenverdienst zu bestehen, in das man nicht eingreifen wollte. Da trat 1903 Karl Bücher als Rektor vor den Senat mit dem Vorschlag, daß die Universität, ihrer Verantwortung bewußt, diesen Unfug abstellen und die Sache selber in die Hand nehmen solle, indem sie die als notorisch schlecht befundenen Wohnungen aus der Liste streiche. Die Angelegenheit wurde einer Kommission übergeben, der auch ich angehörte. Die Kommission beriet über die Vorschläge und empfahl sie dem Senat als gut und der Universität würdig zur Annahme. Da trat ein namhafter

Rechtslehrer, eine Koryphäe der Zeit, auf und rief dem Senate temperamentvoll die warnenden Worte zu: „Meine Herren, Sie gehen einen gefährlichen Weg; ich warne Sie! Der Univerſität wird eine ununterbrochene Kette von Prozeſſen aus dieſem Beſchluß erwachſen. Denn was Sie vorhaben, verſtößt gegen den Boykottparagraphen.“ Unſer ſchüchterner Einwand, daß doch Bädeker, wenn er einem Gaſthauſe auf Grund übler Erfahrung das empfehlende Sternchen entziehe oder es ſogar aus der Liſte der Gaſtſtätten des Ortes ſtreiche, ſoweit bekannt, nie eine Klage zu fürchten gehabt habe, verhallte gegenüber der Autorität eines anerkannten Meiſters. Es blieb beim alten.

Erſt im Laufe meines erſten Rektorats brachte die Not der Zeit mit andern Fragen auch dieſe wenigſtens neu in Fluß. Es bildete ſich ein freier Verein wohlgeſinnter, ſozial intereſſierter Einwohner der Stadt, der zuſammen mit Vertretern der Studentenſchaft eine Vereinigung für ſtudentiſches Wohnungsweſen gründete. Sie konnte das Übel in der Univerſität nicht beſeitigen, aber ſie tat wenigſtens das Mögliche, um der bei der Heimkehr der Krieger zu erwartenden Wohnungsnot rechtzeitig zu begegnen. Die gewaltige, im Herbſt 1918 erfolgte Erſchütterung brachte dann vollends mit einem Schlage die Wendung zum Beſſeren. Man hatte gelernt, manche Dinge mit andern Augen anzuſehen als früher, und es genügte ein einfacher Antrag, den ich als Rektor namens jener Vereinigung ſtellte, den veralteten Wohnungsnachweis brevi manu aufzuheben. An ſeine Stelle wurde ein eigener, von der Univerſität ſelbſt mit Hilfe freiwilliger Kräfte aus der Studentenſchaft organiſierter und auf perſönlicher Information beruhender neuer Nachweis geſetzt. Ein zufälliger Wechſel in der Stellung des Hilfspedells, der bisher aus

dem Wohnungsnachweis gewisse Einnahmen bezogen hatte, begünstigte die Änderung. Vom Boykottparagraphen war nicht mehr die Rede. Ein besonderer Vorteil des Systemwechsels erwuchs der Universität außerdem daraus, daß den Kommilitonen auch auf diesem Gebiete wie bei der Mensa das Bewußtsein für die Pflicht der eigenen tätigen Mitarbeit geschärft wurde.

Doch brachte die Wohnungsfrage nicht allein das Problem der Vermittlung vorhandener, sondern ebenso das der Beschaffung neuer Wohnungen. Bei der großen Zahl kranker oder körperlich behinderter Studenten, die sich unter den aus dem Felde heimkehrenden fanden, war die Frage um so dringlicher. Ich hatte deshalb schon in meinem ersten Rektorat ein Heim für schwerer kriegsbeschädigte Studenten gegründet, das, solange diese Kategorie von Studenten vorhanden war, dauernd vortreffliche Dienste tat. Ein zweites derselben Art hatte in meinem zweiten Rektorat ein Wohltäter der Universität aus eigenen Mitteln zu eröffnen versprochen. Leider hat der fortschreitende Verfall der Währung den schönen Plan zunichte gemacht. Aber mit einem einzelnen oder zwei Heimen für Kranke oder besonderer Hilfe Bedürftige war es nicht getan. Es mußte den Studenten bei der argen Wohnungsnot ein Wohnheim in großem Stil, außerdem aber eine Sammel- und Erholungsstätte, ein groß angelegtes Studentenheim, geboten werden.

Auch hierin haben sich die Begriffe merkwürdig gewandelt. Ich hatte an anderen Universitäten den Segen solcher Heime kennen gelernt und mich immer gewundert, daß in Leipzig hierin so gut wie nichts geschah. Im Jahr vor dem fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität war ich bei

einem großen Univerſitätseſſen als Dekan meiner Fakultät der Tiſchnachbar des damaligen Vorſtehers der Stadtverordneten. Es kam die Rede auf das bevorſtehende Jubiläum und die Abſicht der Stadt, der Univerſität ein würdiges Angebinde zum Feſt zu widmen. Ich ſchlug unter Hervorhebung der Vorzüge einer ſolchen in Leipzig noch fehlenden Einrichtung ein Studentenheim vor und fand bei dem einſichtsvollen Manne Beifall. In einer der nächſten Senatsſitzungen kam eine vertrauliche Anfrage der Stadtverwaltung: ob ein ſolches Geſchenk der Univerſität genehm wäre, zur Sprache. Ich jubilierte innerlich. Aber wie erſtaunte ich, als derſelbe hochangeſehene Rechtsgelehrte, von dem ich vorhin erzählte, das Wort ergriff und in ſeiner temperamentvollen Art erklärte: „Meine Herren, hüten Sie ſich, dies Angebot anzunehmen: ein ſolches Heim iſt längſt nicht mehr zeitgemäß. Es verſtößt gegen die akademiſche Freiheit und Sie laufen Gefahr, daß es Ihnen leer ſtehen wird. Unſere Studenten laſſen ſich nicht mehr gängeln.“ Der Antrag war damit abgelehnt und es wurde um ein anderes Geſchenk gebeten. Wie hätten ſich zehn Jahre ſpäter Univerſität und Studentenſchaft geſegnet, wenn man im Beſitz eines eigenen Studentenhauſes mit Wohn- und Geſellſchaftsräumen geweſen wäre!

Jetzt hätte es gegolten, das Verſäumte nachzuholen. Eine Zeitlang diente uns, wie erwähnt, das königliche Palaſtgebäude für dieſen Zweck. Aber auf die Dauer konnten wir leider dieſes wertvolle und durch die Nähe der Univerſität beſonders begehrenswerte Gebäude nicht behaupten. Es dient heute der finanziell einträglicheren Meßvermietung. So tauchten allerlei neue Projekte auf, und mehr als einmal ſchien die Frage der befriedigenden Löſung nahe

zu sein. Doch hat die Lösung sich immer wieder zerschlagen. Es ist inzwischen unter den folgenden Rektoraten und bis heute manches geschehen. Zur Ruhe ist die Frage noch nicht gekommen und sie wird es nicht, ehe das dringend notwendige Studentenhaus auch in Leipzig wirklich geschaffen ist.

Begrüßungs- und Totenfeier

Das bedeutsamste Ereignis im Eigenleben der Universität war ohne Zweifel in diesem Jahre die durch den Abbruch der Kriegshandlungen veranlaßte Rückkehr unserer kämpfenden Kommilitonen aus dem Felde. Schon im Laufe des November und Dezember, noch mehr im Januar füllten sich die Hörsäle zusehends. Es war eine Freude, zu sehen, wie die Kommilitonen fast ausnahmslos mit dem höchsten Ernste, ja mit wahrem Heißhunger, zu den langentbehrten Studien zurückkehrten. Mit Rücksicht auf die Kohlenknappheit war auch in diesem Jahre wieder das Wintersemester schon am 1. Oktober begonnen worden. Es hatte demgemäß mit dem Ende des Januar seinen Abschluß erreicht, und so mußte den Zurückgekehrten, soweit sie noch in die Vorlesungen des Wintersemesters eintreten wollten, in eigenen Stunden der schon vorgetragene Stoff nachgeholt werden. Auch wurde, wie erwähnt, in den Monaten Februar, März und April ein Zwischensemester für die Kriegsteilnehmer veranstaltet.

Schon sofort beim Beginn des Wintersemesters wurde im Senat immer wieder die Frage erwogen, wann und auf welche Weise den heimkehrenden Kriegern am besten ein würdiger Empfang seitens der Universität bereitet

werden könne. So wurde schon für den Schluß des Wintersemesters eine akademische Begrüßungsfeier in Aussicht genommen, mit der zugleich die Ehrung unserer fürs Vaterland Gefallenen verbunden werden sollte. Indessen mußte um der Unsicherheit der politischen Verhältnisse willen die Feier bis zum Zwischensemester, und da die Lage sich auch während des Zwischensemesters nicht besserte, bis zum Beginn des Sommersemesters verschoben werden.

Die Feier fand am Sonntag, den 1. Juni, im Neuen Theater statt. Im Vordergrund der Bühne, unmittelbar hinter dem Orchester, war ein Rednerpult aufgestellt. Hinter ihm saßen Rektor und Dekane in vollem Ornat, rechts und links die Chargierten der Studentenschaft im bunten Festgewand und mit ihren Bannern, dahinter der Lehrkörper. Das Parterre und die Ränge waren bis auf den letzten Platz von den heimgekehrten Universitätskriegern und deren Angehörigen, allen voran den Angehörigen der Gefallenen, besetzt. Den musikalischen Teil hatte das städtische Orchester unter Leitung von Arthur Nikisch übernommen. Die Ansprache zum Gedächtnis der 1400 Gefallenen war mir selbst zugefallen. Sie lautete *):

„Kommilitonen! Deutsche Frauen und Männer!

Im Namen der Universität Leipzig grüße ich Sie alle.

Ich grüße im Namen unserer ehrwürdigen Alma mater die nach ruhmreichem Kampfe Heimgekehrten.

Ich grüße die Zurückgebliebenen, die in der Heimat die Sorgen und Leiden derer draußen ehrlich teilten.

*) Die folgenden drei Reden („Legio sacra", „Wider den Mordfrieden", „Die weinende Germania") sind unter dem Gesamttitel: „Leipziger akademische Reden zum Kriegsende" als Heft im Buchhandel erschienen (Verlag Alfred Lorentz, Leipzig 1919).

Ich grüße den Chor der Trauernden: ihr Schmerz, heute vielleicht neu erwachend, ist auch unser Schmerz.

Ich grüße insonderheit unsere teuren Toten: sie umschweben uns heute in dieser Versammlung als eine unsichtbare Geisterschar —

Sie zogen im Kampfe das süßere Los,
Sie sanken als Helden und ruhen im Schoß
Der Erde, von Lorbeer umschlungen.

Ja, unsere Toten. Es ist allmählich eine schier unabsehbare Schar geworden, eine volle Legion, früh, zu früh ins Grab gesunkener Streiter, rund 1400 an der Zahl. Fast kein Tag verging in diesen 4½ Jahren, an dem die Universität nicht in ein Haus der Ihren mit der schmerzlichen Pflicht des Beileidschreibens einkehren mußte — ein leidvolles Nulla dies sine linea.

Aber sie sind nicht allein eine unabsehbare Schar, unsere Toten; wir wissen sie, was mehr ist, heute um uns zugleich als eine geweihte, eine verklärte Schar, eine Legio sacra.

Keiner von uns wird ja der Tor sein, zu meinen: alle, die von uns hinausgezogen, seien ohne Unterschied schon fertige Menschen sonder Tadel gewesen. Niemand kann verlangen, daß ein Jüngling, der mit 18 oder 19 Jahren die Universität bezog und dann ins Feld kam oder der mit kaum 18 Jahren von der Schulbank weg hinausstürmte und von dort aus in Zeiten des Urlaubs in den Verband der Universität eintrat, schon ein nach allen Seiten hin ausgereifter Mensch, eine nach Charakter, Willen, Weltanschauung und religiösem Fühlen und Erleben abgeschlossene Persönlichkeit sei. So sind auch unter unsern Gefallenen zweifellos viele Unreife, Unfertige, ja wohl auch Irrende und Entgleiste gewesen. Wer wollte das leugnen?

Aber indem sie mutig dem Tod ins Angesicht schauten, nicht einmal oder zweimal, nein, oft Wo-

chen und Monate hindurch fast täglich und stündlich; indem sie in steter Todesbereitschaft ihr Leben einsetzten, indem sie oft zu Hunderten ihre Brust der Hölle des rasenden Maschinengewehrfeuers entgegentrugen oder sich dem Fegefeuer des todesbereiten Ausharrens im Unterstand unter den Schrecken und dem Grausen anhaltenden Trommelfeuers aussetzten — und viele von ihnen, wie wir wissen, nicht in der Betäubung des Schlachtengetöses, sondern in vollem Bewußtsein und klaren Blickes dem Kommenden entgegenschreitend —: da haben Hunderte von ihnen einen Prozeß der inneren Reinigung und Läuterung durchgemacht, der manche Schlacke wegbrannte, manches verfehlte Tun austilgte und der Knaben und Jünglinge zu Männern, und Irrende und Schwankende zu Persönlichkeiten ausreifen ließ.

Wer nur einmal im Leben für Minuten oder Stunden in Todesnähe gestanden hat, der kann verstehen, was unsere Gefallenen durchlebt haben mögen. Er weiß, wie hier in Minuten die entscheidenden Taten und Entschlüsse eines ganzen Lebens sich vor uns aufrollen. Er kann ermessen, wie in einer Stunde ein Leben und in Wochen und Monaten das Zehnfache und Vielfache eines Lebens sich zusammendrängt und dem Dasein eines Jünglings eine Vollreife geben kann, wie sie oft genug das des Siebzigjährigen nicht aufweist. Darum redete ich vorhin von einer geweihten Schar, einer Legio sacra.

Darum haben wir auch allen Grund, ihnen nicht allein Dank, sondern Ehrfurcht entgegenzubringen. Und ich stehe nicht an zu sagen, daß auch wir Alten uns in tiefer Ergriffenheit und in scheuer Ehrerbietung neigen vor unsern jungen edlen Toten. Heil Euch und Dank, heute und allezeit! Das Vaterland, solange es würdig ist, eine Zukunft zu haben, kann Euch nicht vergessen. Und ebenso umgekehrt. Ich habe jüngst zu Euch, Kommilitonen, über die Frage

zu reden gehabt: ob das tiefgebeugte Vaterland eine Auferstehung erhoffen könne, und ich habe sie dahin beantwortet: es kann nicht untergehen, solange es den Glauben an seine Zukunft nicht selbst aufgibt. Ich kann dem heute hinzufügen: es kann nicht untergehen, solange genug da sind, die das Gedächtnis seiner Helden ernstlich werthalten. Einst klang durch viele Jahrhunderte bis auf unsere Tage das hohe Lied von Leonidas und den Thermopylen. Es ist verklungen. Ihr Glanz ist erbleicht, seitdem deutsche Männer und deutsche Studenten hundertfältig im Osten und im Westen, im Süden und im Norden, zu Land, zu Wasser und in den Lüften todesmutig ausgeharrt haben bis zum letzten Mann — jenen Spartanern gleich ῥήμασι πειθόμενοι „wie die Pflicht es gebot". — —

Aber lassen Sie uns, verehrte Anwesende, über den Toten doch auch die Lebenden nicht vergessen. Die Kommilitonen und Universitätsglieder, die hier sitzen, haben allesamt draußen gestanden und haben zum großen Teile ein Stück ihres Lebens, ihrer Gesundheit und Lebenskraft, der körperlichen oder der geistigen, draußen gelassen. Und Hunderte, denen auch diese großen Räume nicht Platz bieten konnten, müssen zu unserem Schmerz heute draußen bleiben. Auch ihnen gilt dies Wort. Abermal Hunderte der Unseren können heute nicht hier sein, weil das harte Los der Gefangenschaft sie immer noch zurückhält. Auch ihnen gilt unser Gedenken heute und unsere volle Teilnahme.

Keiner hat lebenswahrer geschildert als der Feldmarschall Mackensen, wie gerade unsere studierende Jugend, eingesprengt zwischen die anderen Truppen, in den allerschwersten Tagen in unerschütterter moralischer Kraft standhielt und dadurch öfter dem Feldherrn erlaubte, das Unmögliche, weil es sein mußte, doch noch möglich zu machen. Und jeder von uns

weiß es aus Briefen und Bekenntnissen ihm anvertrauter Studierender, welche Kraft sittlicher Tüchtigkeit, welche Begeisterung der Opferwilligkeit und des Hergebens des Letzten die Kommilitonen an der Front, im Unterstand, im Trommelfeuer und in steter Todesbereitschaft beseelte.

Dafür zollen wir auch Euch, den Überlebenden, heißen und ehrfürchtigen Dank.

Ich darf ja um der Wahrheit willen nicht verschweigen, daß in neuester Zeit sich die Anzeichen mehren, daß, wie draußen so viele, so auch in der Studentenschaft einzelne dem furchtbaren Ernst der Zeiten nicht gerecht werden. Aber heute ist nicht Zeit und hier nicht der Ort, davon näher zu reden. Auch weiß ich, daß es nur einzelne sind und die Mehrheit den Ernst und die Reife, die wir an den Heimkehrenden so hoch einschätzten, sich erhalten haben. Darum lassen Sie mich heute nur von Dank und Anerkennung reden. Ich scheue mich auch den Lebenden gegenüber nicht zu sagen, wie auch wir Alten uns willig vor dem Heldensinn unserer Jugend neigen. Und je weniger das tiefgebeugte Vaterland in der Lage ist, Euch in allen Stücken den verheißenen Dank äußerlich zu entrichten, desto mehr mögt Ihr wissen, daß es dessen voll eingedenk ist, wie seine besten Söhne dutzend- und hundertfältig ihr Leben in die Hand genommen und es todesmutig dem Vaterland geweiht haben. Dank also auch Euch, unvergeßlichen Dank!

Aber mein letztes Wort soll doch noch einmal denen gehören, die wir nicht mehr schauen sollten. Ihnen wollen wir noch einmal Dank und Huldigung weihen. Und so lade ich Euch, Kommilitonen mir zur Rechten und zur Linken, die Ihr die Fahne der Universität und Eure eigenen Banner haltet, ein: neiget unsern tapfern Toten zur Ehre Eure Fahnen, wie ich selbst mein Haupt entblöße! . . .

Heil Euch, Ihr Toten, Ehre und unverwelklicher Ruhm und Andenken, Ihr von der Legio sacra . . ."
(Die Fahnen neigen sich, die Versammlung erhebt sich von den Sitzen.)

Die Rede zur Begrüßung der Heimgekehrten war Professor Felix Krueger als einem der draußen Kämpfenden übertragen worden. Leider muß ich mich bei der Länge der überaus gehaltvollen Rede auf einen bloßen Auszug beschränken. Vor allem betonte der Redner, daß der verlorene Krieg seine letzte Ursache weder in den Wirkungen des Hungers noch in der Übermacht der Gegner habe, sondern darin, daß wir selbst die geistigen Voraussetzungen nicht voll erfüllten, die zum Siege nötig gewesen wären. Deutschland habe über den rein militärischen und wirtschaftlichen Berechnungen die Kulturprobleme vernachlässigt, vor die es mit der Besetzung von Flandern, des Baltikums und der Ukraine gestellt war. Man verwechselt nicht selten politische Macht mit bloßer Gewalt. Die Heeresleitung erkannte nicht die Bedeutung der geistigen Versorgung des Heeres, und die Regierung unterschätzte das Kampfmittel der Ideen. Der Faktor, dem wir schließlich erlagen, war das, was man die moralische Offensive unserer Gegner nannte. Erst als in Versailles von zynisch lächelnden Gesichtern die moralischen Masken abfielen, wachte der deutsche Träumer auf. Aber die geistige Schöpferkraft der Deutschen hat tatsächlich ihren reichsten und höchsten Aufschwung in Zeiten politischer und wirtschaftlicher Dürftigkeit genommen. Das deutsche Volk muß leben: das bedeutet neben fleißiger wirtschaftlicher Arbeit die Pflege und Erhaltung des deutschen Geistes. Immer erstanden uns zu Zeiten schwerer Not starke Persönlich-

keiten, die zu Führern des Volkes berufen waren. Hatten die Universitäten durch ihre eigene Schuld vor dem Kriege ihre Führerstellung verloren, so ist es die Pflicht des akademischen Nachwuchses, sie wieder zu gewinnen. Der Kampf mit den Waffen ist zu Ende; es erhebt sich, wenn wir nur wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters.

Als Vertreter der heimgekehrten Kommilitonen sprach sodann Stud. Rosenberger Worte, die zeigten, daß in der akademischen Jugend der alte Geist von 1813 und von 1914 noch weiterlebte. Ich führe wenigstens einige Sätze aus seiner Rede hier an:

„Und setzt ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein —, wer diesen Worten lebt, der kann auch freudig sterben, wenn das Schicksal in einer großen Stunde das Opfer seines Lebens annimmt. Denn ihm ist der Tod nur die Vollendung seines Daseins, die höchste Wirkung seiner Persönlichkeit, die sieghafte Kraft seiner Sittlichkeit ...

Wenn die Hingabe der reichste und köstlichste Inhalt des Lebens ist, kann es dann etwas Höheres geben als den Tod fürs Vaterland? Es ist die Tragik des Menschendaseins, daß der Einsatz des Lebens bis zum Tode nur einmal möglich ist, daß mit der Treue bis zum Tode unser Wirken in menschlicher Gestalt ein Ende hat. Jauchzend möchten wir tausendmal unser Leben geben, aber einmal kann es nur angenommen werden, und so drängt uns ein geläuterter Selbsterhaltungstrieb immer dazu, unser Leben so lange wie möglich zu erhalten, um — es immer wieder einsetzen zu können.

Solchen Einsatz des Lebens gilt es nicht nur in Zeiten des Krieges, es gilt ihn ebenso für alle Taten des Friedens, für alle großen und bleibenden Inhalte unseres Daseins ..."

Den Abschluß der Feier bildete die Überreichung der Schrift: „Leipzig als Stätte der Bildung" als Ehrengabe der Universität an die Heimgekehrten durch den Rektor. Wir hatten im Jahre vorher viel Zeit und Mühe darauf verwandt, den im Felde liegenden Kommilitonen eine würdige Gabe als Gruß der Universität hinauszusenden. Es sollte ein besonders reich ausgestattetes und ausgesucht schmuckes Geschenk in der Form einer von uns im Verein mit dem deutschen Studentendienst bearbeiteten Schrift über Leipzig nach seiner kulturhistorischen Bedeutung sein. Widrige Umstände und besonders die Schwere der wirtschaftlichen Lage hatten die Fertigstellung im Lauf des Sommersemesters 1918 nicht mehr möglich gemacht. Mit dem Beginn des Wintersemesters hatte aber schon der Abbruch der Kriegshandlungen begonnen, so daß aus der Ehrengabe für die Kämpfenden draußen ein Gruß an die Heimgekehrten wurde.

Wider den Mordfrieden

Das Sommersemester hatte schon am 8. Mai begonnen. Aber äußere Umstände hatten eine frühere Ansetzung der Feier unmöglich gemacht. Auch sollte das Semester in vollem Gange sein. Schon über zwei Wochen vorher aber hatte eine sehr ernste und eindrucksvolle Stunde uns in der Universität zusammengeführt. Die feindliche Diplomatie hatte nach monatelangem Zögern die Antwort auf das deutsche Friedensangebot endlich gefunden, und zwar in der Gestalt der uns auferlegten furchtbaren Friedensbedingungen. Ganz Deutschland, mit ihm auch unsere Universität, war starr vor Entsetzen über ihre wahrhaft unmenschliche Härte. Auch die akademische Jugend fühlte das

Bedürfnis, zu dem, was alle bewegte, Stellung zu nehmen. Die Studentenschaft trat an mich mit der Bitte heran, in einer allgemeinen Studentenversammlung am 13. Mai über die Friedensfrage zu sprechen.

Ich entschloß mich schweren Herzens, der Bitte Folge zu geben. Was ich zu sagen hatte, konnte nichts anderes sein als eine furchtbare Anklage gegen die, durch deren, insbesondere gegen den, durch dessen Schuld wir uns so schnöde verraten und betrogen sahen. Schon am 31. Oktober 1919, beim Abschluß meiner Rektoratszeit, mußte ich im Rückblick auf das am 13. Mai von mir Gesagte feststellen, daß ich auch jetzt trotz des — rein menschlich betrachtet — beklagenswerten Loses, das Wilson inzwischen betroffen hatte, kein Wort zu viel oder zu scharf finde. Auch konnte ich feststellen, daß manches jener Worte schnell, ja über alles Erwarten rasch, fast prophetischen Charakter gewonnen hatte. Ich kann auch heute nicht anders urteilen.

Ich lasse die Rede, die mir zahlreiche briefliche und telegraphische Kundgebungen der Zustimmung von überallher, besonders auch aus Südamerika, eingetragen hat, hier folgen:

„Meine lieben Kommilitonen!

Sie haben mich gebeten, Ihnen als Ihr Rektor in diesen schwersten Stunden unseres Volkes ein Wort zu sagen. Sie können sich denken, daß es mir nicht leicht gefallen ist, Ihnen die Bitte zu erfüllen. Wie gern würde ich es tun, wenn es gälte, in Tagen der Freude Ihnen ein Wort des Glückwunsches oder auch in Stunden des Leides Ihnen ein Wort der Erhebung oder des Trostes zuzurufen. Aber heute und in diesen allerschwärzesten Tagen, die unser Volk je gesehen hat — was soll man da sagen?

Wir haben geglaubt, nach den durchlebten 4 ½ Jahren des Krieges das Maß unserer Leiden erschöpft zu haben. Denn für jeden, der durch unsere, wenn auch großen, Einzelerfolge sich nicht blenden ließ, sondern auf das Ganze und das Ende sah, waren schon die Kriegsjahre, ganz abgesehen von allem sonstigen Jammer und Herzeleid, ein Leiden. Wir haben dann gemeint, als der Waffenstillstand zu Ende ging, der soviel neues Elend mit sich brachte, den Kelch der Leiden endlich zur Neige gekostet zu haben. Und nun zeigt sich, daß wir mit den fürchterlichen Friedensbedingungen vielleicht erst am Anfang alles Elends stehen und daß neue ungeahnte Leiden unserer harren. Geht man doch in dem wahrhaft teuflischen Friedensinstrument daran, uns vollends ganz die Kehle zuzuschnüren, ja uns zu zwingen, das Grab, in das man unser Volk und Millionen seiner Söhne und Töchter stürzen will, mit eigener Hand zu schaufeln.

Es ist wahrlich nicht nötig, daß ich die einzelnen Bedingungen Ihnen vorführe. Sie sind in aller Munde. Lassen Sie mich nur einige Punkte in Ihre Erinnerung zurückrufen, lediglich, um uns zu vergegenwärtigen, um was es sich eigentlich handelt.

Man fordert allgemein die Einschränkung der Rüstungen auf das für die Sicherheit des Landes notwendige Maß und verkündet die Freiheit der Meere. Unser Heer ist zerschlagen — die andern bestehen fort und von der Freiheit der Meere sehen wir nichts. Man sprach von einem selbständigen Polen, bestehend aus polnisch Redenden auf Grund des Rechtes der Nationalitäten. Wir willigten ein — nun sollen grunddeutsche Gebiete zu Polen geschlagen werden: g e g e n alles Recht der Nationalität und trotz der schönen Phrase von der Selbstbestimmung der Völker. Man erkennt durch allerlei Lieferungen an, daß wir Hungersnot im Lande haben

— und man scheut sich nicht, trotzdem unsern Viehbestand von uns zu fordern.

Ich könnte ins Endlose fortfahren mit widersinnigen, einer raffinierten Wollust des Zerstörens entsprossenen Forderungen. Nur noch eins. Man gaukelte uns das schöne Bild des Völkerbundes vor als einer Gemeinschaft der Völker zu gemeinsamem Raten und Taten, gegründet auf Recht und Billigkeit. Und nun ist daraus geworden das Zerrbild einer Geschäftsgemeinschaft zur Rückversicherung machthungriger Siegerstaaten. Von dem Rechte anderer, besonders der kleinen Nationen, und vor allem dem unseren, ist kaum mehr die Rede.

Wie konnte das alles so kommen? Bei Clemenceau und Lloyd George sind wir nicht eben verwundert. Sie klagen wir darum auch nicht an. Clemenceau ist sozusagen von Jugend auf, nämlich seit dem Frieden von 1871, in die Idee der Revanche hinein gewachsen. Er weiß nichts anderes und wollte nichts anderes. Man kann insofern einen ganzen Kerl nennen, aber er ist das Zerrbild eines wahrhaft großen Menschen, denn er ist der Typus der wüsten Demagogie der Revanche. Und Lloyd George ist mit Northcliffe zusammen von Anfang an der Vertreter der zielbewußten, ränkesüchtigen, englischen Krämerpolitik. Auch ihn mag man in seiner Weise einen ganzen Kerl nennen, aber auch er ist das Zerrbild des wahrhaft großen Menschen. Er ist der Typus der Demagogie des englischen Krämersinnes. Auch ihn klagen wir nicht an. Wir konnten von ihnen beiden nichts anderes erwarten.

Wohl aber wundert es uns bei Wilson. Er wußte es besser. Er ist ein Mann von Ideen, von Bildung, von Wissenschaft und hat Einblick in das Recht und die sittlichen Grundlagen der Völkerverhältnisse. Er hatte einst 14 Grundsätze aufgestellt und sie uns dargeboten. Wir schlugen die Hände in

Treue ein und nun verrät er uns und seine eigenen Sätze.

Freilich ist Wilson nicht allein der Schuldige. Er hat einen Mitschuldigen. Das sind wir selbst. Als wir anfingen zu verhandeln, da stand unser Heer noch aufrecht. Es war Wilsons Bundesgenosse seinen eigenen Freunden gegenüber. Wir zerschlugen in unseliger Blindheit unser eigenes Heer in einer Stunde, in der es uns zu einem Frieden der Achtung und der Billigkeit die besten Dienste leisten konnte. Das war eine weltgeschichtliche Torheit und ein weltgeschichtliches Verbrechen, oder aber es war, wenn es nicht aufzuhalten war, unser weltgeschichtliches Verhängnis. Die Geschichte erst wird uns das genauer sagen können.

Freilich, es gehörte für Wilson fast übermenschliche Kraft des Charakters dazu, von dem eigenen Bundesgenossen verlassen, sich dem Widerstande jener unserer Henkersknechte entgegenzustellen. Aber wer in einer weltgeschichtlichen Stunde, wie sie in Jahrtausenden nicht da war und in Jahrtausenden vielleicht nicht wiederkehrt, das Zünglein der Wage in der Hand hält, von dem können wir verlangen, daß er Mut und Kraft genug aufbringe, um lieber als ehrlicher Mann von seinem Posten zu scheiden, denn als Lügner und Verräter an der eigenen Sache auf ihm zu bleiben. Wilson hat das nicht getan.

Darum erhebe ich Anklage. Ich klage an im Namen von uns allen, die wir zu Tausenden hier versammelt sind, im Namen der gesamten ehrwürdigen Universität Leipzig klage ich dich, Woodrow Wilson, an der Lüge. Du hast Worte heiligen Versprechens, 14 Eidschwüren gleich, gegeben und hast sie schnöde gebrochen!

Ich klage weiter dich, Woodrow Wilson, an des Verrates. Du hast die heilige Idee des Völkerbundes aufgenommen und hast sie nun elendiglich

verraten, und haſt uns, die wir in guter Treue die Hände einſchlugen, verräteriſch die Treue gebrochen.

Ich klage weiter dich, Woodrow Wilſon, an der Feigheit. Du hatteſt nicht den Mut, die erkannte Wahrheit durchzuſetzen. Statt der Wahrheit und des Rechts zogſt du feige vor die Sorge um deinen Präſidentenſtuhl — ein jämmerliches Tun.

Und endlich klage ich dich an des Mordes. Millionen von Männern und Frauen, Greiſen und Kindern, die durch den Jammer und das Elend, den Hunger, die Seuchen, den Aufruhr, die durch deinen Verrat über uns kommen müſſen, erliegen werden, und die andern Millionen, die das Elend aus dem Lande treibt und der Mutter Germania entzieht, ſind das Opfer deiner Hand. Ihr Blut, ihr Elend und Leid liegt auf deinem Haupte.

Wird Woodrow Wilſon dieſe Anklage hören? Meine Herren! Ich bilde mir nicht ein, daß dieſe ſchlichten Worte, die ich mir und Ihnen hier vom Herzen herunterrede, irgend über dieſe Hallen nennenswert hinausdringen werden. Aber wenn die Millionen deutſcher Männer und Frauen, die ähnlich denken wie wir, gellend und in heißer Leidenſchaft der Liebe zu Deutſchland und des Haſſes gegen Verrat und Trug ihre Stimmen erheben, ſo muß ein dröhnender Ruf zum Himmel ſchallen, der durch die Luft geht und bis über den Ozean dringt, und der auch vor dem Gemach und dem Ohr des Präſidenten drüben nicht halt macht. Dann muß er ihn hören und es ſollen ihm die Ohren gellen, und es ſoll ihm das Gewiſſen ſchlagen und ihm in ſchlafloſen Nächten in die Seele hämmern: Du biſt ein Verräter, du biſt ein Fluch der Geſchichte! Gott weiß es, wir wünſchen ihm das wahrlich nicht aus Freude an ſeinem Leid, ſondern um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen, damit ſie für unſer Volk

noch einmal an den Tag komme und er selbst ihnen noch einmal zur Verwirklichung verhelfen muß.

Wenn wir aber so als Kläger auftreten, wer ist der Gerichtshof? Unsere Feinde fordern unseren ehemaligen Kaiser vor ihr Gericht. Es wird wohl die Welt die ewige Schande nicht auf sich laden, das zu dulden. Wir aber haben keine Macht, Wilson vor unsern Stuhl zu laden. Und doch laden wir ihn. Wir rufen ihn vor das Gericht der Geschichte. Die Geschichte ist, seitdem die Welt steht, die Richterin über Völker und Volkslenker, die in eitler Macht- und Landgier Völker niedertraten und ihre Seele nicht achteten. Es ist für die Kenner des alten Orients eines der gewaltigsten Schauspiele der Geschichte, zu sehen, wie die Männer des winzigen jüdischen Volkes den Herrschern und Völkern von Assur und Babel die Drohung entgegenschleuderten: weil ihr das ungeschriebene Recht der Völker mit Füßen tretet, weil ihr ohne Rücksicht und Erbarmen die Völker um euch niederschlagt und ihnen das Leben raubt und das Mark ausbrechet, ohne zu denken, daß Völker Seelen haben und Majestäten sind, so wird das höhere Gesetz der Geschichte, wird die immanente Sittlichkeit des Weltgeschehens auch euch wegfegen. Wie bald sind die Drohungen Wahrheit geworden! Und es ist dasselbe Schauspiel, zu sehen, wie Napoleons unersättliche Ländergier und sein brutales Gelüste, die Völker zu entwurzeln und Könige zu schieben wie Schachfiguren, an der inneren Notwendigkeit der sich selbst zurechtstellenden Geschichte zu Falle kam.

Die Beispiele sagen uns genug. Die Geschichte wird auch über Wilson und seine Henkergesellen zu Gericht sitzen, wenn sie auf ihrem wahnsinnigen Begehren verharren. Möglich, daß wir Alten es nicht

mehr erleben, desto eher unsere Kinder und Kindeskinder.

Wir klagen aber Woodrow Wilson und die ihm Gleichgesinnten weiter an vor dem Richterstuhl ihres eigenen Gewissens. Wilson soll nicht meinen, und die noch ein Gewissen haben und haben wollen in Amerika, England und Frankreich, sollen nicht meinen, man verletze ungestraft die heiligen Rechte und Gesetze von Treue und Glauben. Es gibt auch dort noch Männer und Frauen, die das Gute wollen. Ihnen muß, wenn Deutschland einmütig seine Stimme erhebt, früher oder später das Bewußtsein aufgehen, wie schweres Unrecht sie uns taten. Wir wünschen Wilson gerne Gutes, jedenfalls an sich nichts Schlechtes. Wir wünschen ihm gesunden Schlaf und ein leichtes Sterben. Aber doch nur dann, wenn er erst seinem Gewissen die Ehre gibt, und Verrat und Unrecht, die er uns angetan, bekennt und gutmacht. Weigert er sich des, so müssen um der Ehre unseres Volkes willen noch seine letzten Tage die Geister der von ihm Gemordeten umschweben, und muß noch einmal über seinem Grabe der Engel des Gerichtes als Rechtspender das Schwert schwingen, und müssen über ihn hinaus seine Nachfolger dem deutschen Volke sein Recht und seine Anerkennung werden lassen.

Und wir laden endlich Wilson vor das Gericht des Gottes, den er selbst bekennt und so manchmal im Munde führt. Ich zweifle nicht, daß die Mehrheit von Ihnen, meine Kommilitonen, in irgendeiner Form mit mir diesen Glauben teilt. Aber wenn auch nicht — Wilson bekennt sich zu ihm und die drüben rutschen nun auf ihren Knien, um Dankgottesdienste zu halten, in denen sie eine Fratze des wahren Gottes darob preisen, daß er sich zu ihnen bekannt und uns Strafe gegeben habe. Sie bedenken nicht, daß für jeden, der an Gott glaubt, Gott zuerst

ein Gott der Wahrheit und der Treue, der Liebe und des Erbarmens ist. Ihr eigenes Gewissen ruft sie vor den Richterstuhl dieses Gottes, und wir mit ihm. — —

Was soll nun aber geschehen? Die einen raten der Regierung, zu unterschreiben. Sie fürchten, ohne das werden die Feinde weiteres Land besetzen, uns die Kohlenförderung abschneiden, die Blockade wieder aufnehmen. Das wäre für uns Hunger, Arbeitslosigkeit, Seuchen, Aufruhr und in ihrem Gefolge die bolschewistische Welle. Die anderen raten, nicht Ja zu sagen, die Gefahr auf sich zu nehmen oder günstigere Bedingungen zu erzwingen, denn auch das Unterschreiben bedeute für uns Hunger, Elend, Sklaverei und darum Aufruhr und bolschewistische Zustände. Wenn ich selbst meine Meinung äußere, so bemerke ich, daß es nur eine ganz persönliche Auffassung ist, die ich niemand zum Gesetze machen möchte. Aber nach langem Überlegen muß ich nun doch sagen: wenn wir, beharren die Feinde auf ihrem Willen, doch so oder so das Äußerste an Elend zu erwarten haben, so wollen wir es lieber mit Ehren über uns ergehen lassen, als zu unserer Schmach und Erniedrigung selbst die Hand bieten. Mögen dann die Feinde vor aller Welt und der Geschichte die Verantwortung auf sich nehmen. Wir wollen nicht unsere eigenen Henker sein. Lassen wir ihnen dies Amt! — —

Und nun zum Schluß: was wird unsere Zukunft sein? Das Deutsche Reich ist zu Grabe getragen. Die alte deutsche Herrlichkeit, daran läßt sich nicht drehen noch deuten, ist dahin. Aber Gott bewahre uns und unser Volk davor, zu sagen, das deutsche Volk sei dahin! Das deutsche Volk kann nicht sterben und wird nicht untergehen, solange es den Glauben an sich selbst und seine Zukunft nicht aufgibt. Lassen Sie uns wieder auf die Geschichte

blicken: es ist mehr als einmal in der Geschichte vorgekommen, daß ein Volk scheinbar tot war, und daß dem nationalen Tode ein Auferstehen folgte und die Nation zu neuem Leben erwachte. Immer aber geschah es dann dadurch, daß die Besten im Volke den Glauben, daß dem Volk eine Zukunft beschieden sei, nicht wegwarfen, sondern hochhielten und in den andern neu aufrichteten. Immer geschah es zugleich, indem diesem Glauben die Selbstbesinnung der Glieder des Volkes auf ihre Aufgabe, ihre Pflichten, ihre Fehler die rechte Kraft lieh. So auch bei uns. Wir alle kennen unsere Fehler; wir wissen, und es ist vor aller Augen, wie viele unserer irregeleiteten Volksgenossen gar keine Ahnung mehr davon haben, daß ihrer Pflichten dem Volkstum gegenüber harren, wie viele des Volkstums entwöhnt sind, und in diesen furchtbar ernsten Tagen es fertig bringen, spielend, lachend, tändelnd durchs Leben zu gehen.

Ich wende mich daher an Euch, meine jungen Freunde, die Träger der deutschen Zukunft, überhaupt an unsere deutsche Jugend. Lassen Sie es sich ins Herz und Gewissen hineinrufen: halten Sie den Glauben an deutsches Volk und deutsches Wesen fest! Lassen Sie sich diesen Optimismus nicht rauben, es komme was kommen mag; halten Sie ihn hoch, nicht bloß als einen Gedanken, sondern als eine Kraft, als einen Stab, an dem Sie sich selbst und andere festhalten und an dem Sie sich emporschwingen über die trübe Gegenwart. Wird dieser Glaube zur Tat, so wird er die Säule, an der das am Boden liegende Volkstum sich neu aufrankt, ja zum Fels, auf den es sich neu gründet. Arbeiten Sie darum zuerst an sich selbst, in ernster Selbstzucht und Selbstbesinnung und dann arbeiten Sie an den anderen, besonders an den irregeleiteten Volksgenossen und pflanzen Sie ihnen dieselbe Gesinnung ein! Dann

wird aus dem Leid der Gegenwart eine Frucht erwachsen, aus der Tränensaat eine Freudenernte, und wird mit der Zeit ein neues Geschlecht heranwachsen, das imstande ist, eine bessere Zeit des Vaterlandes heraufzuführen.

Darum sursum corda! Nicht klagen und nicht jammern, sondern arbeiten und nicht verzweifeln, hoffen und neubauen! Und dann vergessen Sie eines nicht: glauben Sie an unser Volk und glauben Sie an Gott. Wie immer Sie im einzelnen über Religion und Gott denken mögen, ich glaube, es ist keiner unter uns, der nicht in irgend einem Sinne den Wert der Religion und religiösen Glaubens für den Aufbau eines Volkes anerkennen würde. Ich will darüber nicht breit werden. Ein Volk, das keine Ideale hat, und das rein am Äußeren und Sinnenfälligen klebt, ist verloren. Nur der Sinn für das Höhere, das Ewige und für das Göttliche im Menschen trägt empor und schafft neu, trägt auch über das Leid empor. Das bedenken Sie für sich selbst, das pflegen Sie an andern. — —

„Deutschland über alles", mit diesem Ruf und Gesang stürzten sich deutsche Jünglinge und Studenten in den Kugelregen der Maschinengewehre. Sie fanden den Tod, nicht den Sieg über den Feind. Aber sie schufen sich den Sieg über den Tod und ewigen Nachruhm. Deutschland über alles! Das sei auch jetzt in der Todesnot unseres Volkes unsere Siegeslosung! Mit Gott für deutsches Volk und deutsches Land!"

Der Friede selbst

Sechs Wochen später war kein Zweifel mehr, daß die Regierung unter dem Druck der Mehrheit der Nationalversammlung genötigt sein werde, den Vertrag zu unter-

zeichnen. Der Tag der Schmach mußte zugleich ein Tag der Trauer für alle Freunde des Vaterlandes sein. So unternahm ich es auf eigene Hand, die Universität auf den für die Unterzeichnung in Aussicht genommenen Tag, den 28. Juni, zu einer großen einmütigen Trauerkundgebung abermals in unsere Wandelhalle einzuladen.

Es widerstrebte mir, an diesem besonders schweren Tage den Geschäften des Alltags nachzugehen, als wäre nichts geschehen. So sagte ich meine Vorlesungen ab und überließ den Kollegen nach freiem Ermessen, dem Beispiel zu folgen. Ich selbst stellte in Aussicht, daß ich um die Mittagsstunde in der Wandelhalle eine dem Tag angemessene Ansprache halten werde.

Unsere Räume werden schwerlich je eine größere Zahl von Besuchern gesehen haben. Ich führte folgendes aus:

„Kommilitonen! Deutsche Männer und Frauen!

Ich habe mir erlaubt, Sie hierher zu rufen, damit wir in diesen Tagen und Stunden der höchsten Spannung gemeinsam zum Ausdruck bringen, was unser Herz bewegt und unsere Seele durchzittert, ja sie im innersten Grunde durchwühlt.

Es handelt sich nicht mehr um laute Proteste oder um lange Reden. Unsere flammende Entrüstung über das, was uns angesonnen wurde, haben wir vor Wochen schon hier ausgesprochen. Wir haben sie auf das Gewissen der Welt gelegt und wir wissen, daß unsere Worte und die von vielen Tausenden und Millionen unserer Volksgenossen nicht verhallt sind und nicht verhallen werden. Sie werden, wenn es auch jetzt anders scheint, über die Länder und Meere klingen und werden durch Jahre und Jahrzehnte weiter tönen und werden nicht zur Ruhe kommen, bis sie sich ausgewirkt haben, so oder so. Aber auch vieles Reden ist jetzt nicht an der Zeit.

Was uns auf der Seele liegt, das ist ein Schmerz, so unsagbar, daß er sich in Worte nicht fassen läßt. Das ist ein Leid, so unaussprechlich, daß, wenn wir es ganz ausdenken und aussprechen wollten, unsere Seele zerrinnen, unser Herz verbluten und unsere Zunge den Dienst versagen müßte.

Man möchte am liebsten in diesen Tagen sein Haupt verhüllen und um seine Seele einen Schleier legen, um nicht sehen zu müssen, was alles um uns vorgeht und was alles noch unser wartet. Wir brauchen uns auch nicht zu schämen, es zu gestehen, wenn gelegentlich einmal dem einen oder anderen eine Männerträne sich über die Augen stahl. Aber deutschen Männern und Frauen geziemt es nicht, dabei stehen zu bleiben. Deutsche Männer und Frauen müssen klaren Blickes den Dingen ins Auge schauen und aufrecht und festen Schrittes der Zukunft entgegen gehen, mag sie auch noch so schwer sein.

Was jetzt die Stunde heischt, das lassen Sie mich Ihnen in wenigen Worten sagen, so wie ich es verstehe.

Ich möchte ein Dreifaches nennen. Was die Stunde heischt, ist jetzt fürs erste, Kommilitonen und Kollegen, daß wir uns bewußt sind: wir sind eine Gemeinschaft: Lehrer und Lernende, Alte und Junge, wir müssen, wenn einmal, so jetzt, fühlen, daß wir zusammengehören. Was die Tage der Erhebung, die großen Tage vom Juli 1870 — wer sie erlebt hat, weiß es — und vom August 1914, die wir alle noch in der Erinnerung haben, vermochten, das müssen die Tage der Erniedrigung doppelt fertig bringen: sie müssen uns als Deutsche wieder einigen, sie müssen den häßlichen Hader der Parteien töten, hier in unseren Hallen und an unseren Universitäten und draußen im Leben. Wir müssen uns wieder viel mehr als Genossen, als Brüder eines

Volkes, als Glieder an einem Leibe fühlen. Wer immer sich als Deutscher fühlt, der muß zum anderen stehen. Und mag das Leben uns auch vielfach getrennte Wege führen, in dem einen müssen wir doch alle, hier und draußen, eins sein: daß uns die Schmach unseres Volkes in der Seele brennt und daß wir nicht Ruhe finden können, bis wir unser Volk aus ihr erlöst sehen.

Und je mehr man sich daran macht, ein Glied um das andere von unserem Volkskörper gewaltsam loszutrennen, um so mehr müssen wir den Schnitt als persönlichen eigenen Schmerz fühlen, und desto fester müssen wir uns bemühen, die Gemeinschaft mit den verlorenen Gliedern zu pflegen, müssen deutschen Geist in uns und in jenen erhalten und, wo er etwa sich verlor, pflanzen, bis wir sie zunächst geistig wieder erobert und immer fester an uns gekettet haben, so daß sie, wenn auch äußerlich vorläufig von uns getrennt, dem Herzen nach uns um so näher stehen.

„Herr, gedenke der Athener!" ließ einst der Perserkönig sich täglich zurufen. Gedenket der unerlösten Kinder unseres Volkes, gedenket der trauernden, in Leid und Schmach am Boden liegenden Mutter Germania! Das muß künftig unsere Losung sein. Das trauernde Deutschland, die weinende Germania, Germania ihrer Kinder beraubt, Germania als Niobe muß der Stoff werden, der unsere Künstler und Dichter beschäftigt: überall, wo wir Dichter lesen und Künstler am Werke sehen, in unseren Schaufenstern und auf unseren Schaubühnen muß die Trauer um das Leid des Vaterlandes und die unerlösten Kinder uns mahnend entgegentreten. Den Gedanken an die leidvolle Mutter Niobe, an den Jammer und die Schmach des Vaterlandes sollen nunmehr Mütter ihren Säuglingen mit der Muttermilch eingeben. Germania, die trauernde

Mutter soll das Abendgebet der Kinder sein: „Lieber Gott! schütze Vater und Mutter und tröste die weinende Mutter Germania, heile ihre Wunden und schaffe ihr Ersatz für ihre verlorenen Kinder!“ Germania als Niobe soll der Hausvater seinen Kindern vorführen und an vaterländischen Erinnerungstagen soll das Leid und die Schmach des Vaterlandes den Grundton bilden, daß sie, zu Männern und Frauen geworden, ein Geschlecht werden und ein neues zeugen und heranziehen, das nicht Ruhe finden kann, ehe die Schmach getilgt und das Vaterland wieder erstanden ist. Und wie ehedem bei allen Festen das Hoch auf den Landesherrn den ersten Spruch bildete, so darf künftig kein Fest gefeiert, keine Versammlung deutscher Männer und Frauen gehalten werden, an denen nicht das erste Wort und der erste Gedanke der Schmach und Trauer des Vaterlandes gelten — solange bis das Vaterland erstanden und seine Kinder erlöst sein werden. Wir alle aber sollen von dem Gedanken der Gemeinschaft der Volksgenossen nicht lassen, solange noch das Vaterland unser bedarf und seine Glieder nicht alle brüderlich beisammen sein können.

Das ist es, was ich Ihnen von der Gemeinschaft zu sagen dachte. Ein weiteres Gebot der Stunde ist das Gefühl der Verantwortung jedes einzelnen. Im alten Deutschland, auch in seiner akademischen Jugend, galt es als Regel, daß der einzelne sich wenig um die öffentlichen Dinge kümmerte. Man ließ das den andern und der Regierung. Das muß ein Ende finden. Sind wir wirklich eine Einheit, so müssen wir auch alle die Verantwortung für die Gesamtheit mitfühlen. Erst dann ist ein Aufbau des Vaterlandes möglich.

Die Schäden unseres Volkslebens vor dem Kriege und besonders seit ihm sind vor aller Augen: Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, wachsende Üppigkeit

und Genußsucht, leichtfertiges Sichausleben, Unehrlichkeit und Gewinnsucht, und so manches andere. Es ist freilich leicht, von der Rednerkanzel aus oder in den Zeitungen den Sittenrichter machen. Schwerer ist es, die Schäden heilen. Es gibt dazu nur einen Weg. Wir müssen alle zusammen, jeder einzelne für sich und für seinen Kreis, die Verantwortung fühlen, daß es darin besser werde. Nur so kann das Vaterland erstehen. Im Blick auf die weinende Germania müssen die Schäden uns allen, jedem für sich, auf der Seele brennen. Darin zeige sich unsere Gemeinschaft, daß wir alle als Deutsche die Pflicht erkennen, bei uns selbst und anderen jede Schande und jedes Unrecht vom deutschen Namen fernzuhalten. Wenn wir nicht wieder ein bescheidenes, in seinen Ansprüchen genügsames Geschlecht werden wie unsere Väter, wenn nicht wieder Reinheit und Ehrenhaftigkeit und lautere Frömmigkeit unsere Sitten auszeichnet, dann, meine Herren und Damen, ist uns nicht zu helfen! Dann ist alles Reden von Deutschlands Schmach und Auferstehen bloßes Reden. Fange jeder bei sich selbst und in seinem Kreise an!

Hier ist der Ort, wo ich mich an Euch wende, meine Kommilitonen und Kommilitoninnen. Euch darf ich, was ich sagen will, besonders ans Herz legen, weil Ihr den Glanz des alten jetzt dahingesunkenen Deutschlands noch geschaut habt und weil Ihr zugleich die Zukunft des neuen in Euch darstellt. Die nach Euch Kommenden, jetzt erst Nachwachsenden, haben wesentlich die Eindrücke des Krieges in ihre Seele aufgenommen. Den Glanz des alten Reiches haben sie kaum mehr mit vollem Bewußtsein gesehen. Ihr sahet ihn und könnt, je nachdem Gott Euch Leben schenkt, noch in 30, 40 und 50 Jahren Euren Kindern und Enkeln von dem Deutschland erzählen, wie es einst war und wie es dahinsank. Euch ge-

hört aber auch die Zukunft, das volle reiche Leben liegt noch vor Euch und wartet Eurer. Darum liegt auf Euch auch die volle Verantwortung für unsere Zukunft. Seid dessen eingedenk bei Euren körperlichen Betätigungen, bei Euren Vergnügungen und Erholungen, bei Euren Festen und Feiern, daß alles dem Vaterland geweiht sein muß. Vergesset auch bei ihnen nicht die weinende Mutter Germania und was wir alle ihr schulden! Dann werden jene ihr ausschließliches Ziel darin haben, ein körperlich tüchtiges, wehrhaftes und kraftvolles Geschlecht heranzubilden, nicht in spielerische Eitelkeiten und törichte Gepflogenheiten ausarten. Und diese werden, statt in Äußerlichkeiten oder in schaler Nichtigkeit sich zu bewegen, geistigen Inhalt gewinnen; über Euren Festen wird ein heiliger Ernst walten und Eure Freuden werden durch den Gedanken an die trauernde Mutter ihre edle Weihe erlangen. Ich rede zu Korporierten und Nichtkorporierten. Beiden Teilen gilt es in gleichem Maße. Ohne geistigen Inhalt, ohne hohen Ernst und sittliche Durchdringung kann das Studentenleben nicht zur Auferstehung des Vaterlandes helfen. Darin ruht die Verantwortung jedes einzelnen.

Endlich als Drittes, was die Zeit heischt und was unsere Auferstehung verbürgt, nenne ich: führende Geister. Es war das Verhängnis unseres Volkes, daß uns seit dem Ausscheiden des großen Gründers des Reiches keine Führer im großen Stile beschieden waren. Und doch kann ein Volk der Führer nicht entraten. Ob Gott sie uns im großen Stile bescheren wird, kann jetzt kein Mensch sagen. Es wäre ein besonderes Geschenk der Vorsehung, das wir als Beweis ihrer Huld begrüßen müßten.

Aber auch wenn sie ausbleiben — Führer braucht die Nation doch. Es gibt auch Führer im kleinen Stil; auch sie sind nötig. Ihnen, meine Kommilitonen,

den akademischen Ständen, gehört auf geistigem Gebiete die Führung. Es hat freilich in den letzten Monaten zeitweilig den Anschein gehabt, als meinten die Gewalthaber in unserem Staatswesen, die geistigen Mächte und geistigen Arbeiter entbehren und mit Hilfe der Handarbeiter allein den Staat leiten zu können. Heute haben sie vielfach erkannt, daß geistige Werte und die Mitarbeit der Intelligenz nicht entbehrt werden können. Sie werden noch weiter lernen müssen, wie nötig die geistigen Kräfte und Werte sind.

Die Universitäten stellen zum großen Teile die geistige Zukunft der Nation dar. Wenn auch der akademischen Jugend die Zukunft nicht ebenso rosig entgegenwinkt wie ehedem, dies eine bleibt ihr. Auf Ihnen, meine Kommilitonen, liegt darum die Verantwortung für die geistige Führung der Nation. Jeder von Ihnen trägt sie für den ihm anvertrauten Kreis, in den ihn sein späterer Beruf als Arzt, als Anwalt und Richter, als Geistlicher oder als Lehrer der Jugend führt. Sie sind die Säemänner und Säefrauen, denen es obliegt, die Saat auszustreuen, aus der ein neues Deutschland sprießen soll. Wer immer ernsthaft an die Wiedergeburt des Vaterlandes glaubt und an seiner Auferstehung mitarbeiten will, der hat an sich selbst und seinem nächsten Umkreis ein reiches Feld der Betätigung. Bearbeiten und besäen wir es nicht, so harren wir umsonst der neuen besseren Zeit. Tun wir es, so wird aus der Gegenwart, die Leid und Jammer ist, endlich eine Zeit der Freude und der guten Früchte aufsprießen. Oft genug sind in der Geschichte und im Einzelleben gerade aus Leid die besten Früchte erstanden. — —

Wir Alten werden ins Grab sinken, ohne die Größe und Erhebung Deutschlands noch einmal zu schauen. Wir nehmen, das ist unser herbes Los, das

Bild der weinenden, geknechteten und aus tausend Wunden blutenden Mutter mit unter den Rasen. An Ihnen, meine jungen Freunde, ist es, die neue und schönere Zeit heraufzuführen. Sie selbst sollen sie in ernster Selbstzucht, in frommem und schlichtem Sinn, in treuer Arbeit an sich und anderen erarbeiten. Sie sollen Ihren Kindern und Enkeln ein besseres Los bereiten als wir Ihnen. Sie sollen ein neues Geschlecht erstehen lassen, das der weinenden Germania die Tränen zu trocknen und das Vaterland wieder zu Glanz und Ehre zu führen vermag. Dazu helfe Ihnen Gott! ...

Und nun lassen Sie mich Ihnen, ehe wir auseinandergehen, noch ein Wort mit auf den Weg geben, in dem unser Leid und unsere Hoffnung kurz zusammengefaßt sind. Es sind genau hundert Jahre, daß man in Deutschland anfing ein Lied zu singen, das der Stimmung, in der wir heute stehen, vortrefflichen Ausdruck leiht. Man sang es durch Jahrzehnte deutscher Erniedrigung. Heute und seit den sechziger und siebziger Jahren ist es fast verklungen. Es wird vielleicht wieder aufleben. Denken Sie bei den Farben nicht an den engen studentischen Kreis, denken Sie auch nicht an die neuen Flaggenstreitigkeiten, die durch unser Volk gehen. Sondern denken Sie dabei an das Schwarz-Weiß-Rot oder Schwarz-Rot-Gold des alten Deutschland, dann gilt es uns heute:

Das Band ward zerschnitten,
Das Schwarz, Rot und Gold;
Und Gott hat es gelitten:
Wer weiß, was er gewollt."

Ich hätte es aufrichtig begrüßt, wenn dieser Tag als nationaler Trauertag sich auch für die Zukunft bei unseren Universitäten und Schulen und überhaupt im öffentlichen

Leben eingebürgert hätte. Denn Feste zu feiern, was immer ihr Inhalt sein möge, haben wir für die Gegenwart und die nächste Zukunft wenig Anlaß. Ich würde es überhaupt begrüßt haben, wenn der Anregung dieser Rede folgend, stärker als es bisher geschah, alle unsere größeren Feste und Feiern, die freudigsten am meisten, unter den Eindruck unseres großen nationalen Leides gestellt würden. Wir feiern im Hochsommer Verfassungstage und selbst neugeschaffene Universitätstage und Sommerfeste — von der Trauer des 28. Juni ist wenig zu sehen.

Hier ist einer der Punkte, an denen das Leben unserer Nation sich noch immer nicht hinreichend zur Gesundung aufraffen konnte. Und leider läßt sich auch von manchen Schichten der akademischen Jugend — erfreuliche Ausnahmen abgerechnet — nicht viel anderes sagen. Ich habe in den zwei Jahren meiner Amtszeit an der Spitze der Universität, während des Krieges und zuletzt nach seiner Beendigung, keine Gelegenheit, die sich mir bot, versäumt, um vor allem die großen studentischen Verbände darauf hinzuweisen, daß das studentische Leben im neuen Deutschland nicht mehr genau in derselben Richtung werde gehen können wie zuvor, und besonders auch da, wo etwa bisher der Bier- und Paukkomment die Orientierung darbot, höhere Ziele und geistiger Inhalt in den Mittelpunkt treten müssen. In der Tat hatten sich erfreuliche Anzeichen eines starken Willens zur Reform der Geselligkeit in den Kreisen der Kommilitonen wahrnehmen lassen. Aber mit der Rückkehr der „Alten Herren" aus dem Felde waren sie mehr und mehr verschwunden, und mit der Zeit galt es auch auf diesem Gebiet als ein Kennzeichen des richtigen „Wiederaufbaus", daß möglichst alles wieder werde wie zuvor. Ich konnte das nur tief

beklagen, und es gewährt mir eine Befriedigung, auf die ich gern verzichtet hätte, feststellen zu können, daß ich keineswegs der einzige bin, der diese Wahrnehmung gemacht hat. Um so erfreulicher wäre es, wenn die Studentenschaft sich darauf besinnen wollte, in welch idealem Sinne vor 100 Jahren die akademische Jugend an den Wiederaufbau des Vaterlandes herantrat. Möchte sie auch nicht übersehen, wie heute die furchtbaren Gegensätze, welche die Nation zerwühlen, nicht Abschließung einzelner Stände von anderen, sondern Annäherung und soziales Verständnis heischen, und daß von dem richtigen Verständnis der nachwachsenden akademischen Generation für die Zeichen der Zeit zu einem großen Teile die Zukunft des Vaterlandes abhängen wird.

Immer aufs neue hatte ich in den üblichen Ansprachen bei der Immatrikulation der Tausende von Studenten, die nach dem Kriege der Universität zuströmten, Gelegenheit, die Kommilitonen daran zu erinnern, daß im Augenblick die Universität und die gesamte Intelligenz nicht allzuhoch im Kurs stehe.

„Der seit einem Jahre" — führte ich des öfteren aus — „bestehende Wettbewerb zwischen Geist und Arm, zwischen Hirn und Muskel, ist zurzeit zugunsten des letzteren entschieden. Wer zeitig sein sicheres Brot haben will, soll nicht studieren oder sich geistig betätigen — er arbeitet besser mit Hacke, Beil oder Spaten. Aber es wird — soll nicht unsere ganze Kulturwelt in die Brüche gehen — die Zeit kommen, wo auch die Machthaber wieder viel mehr als jetzt einsehen müssen, daß ohne die Intelligenz kein Staatswesen bestehen kann, und daß die geistigen Werte, nicht Hand, Arm und rohe Gewalt, schließlich den Ausschlag geben werden. Bis dahin ist, den

Geist zu pflegen, ein Werk des selbstverleugnenden Idealismus. Kommt aber die Zeit, so soll sie uns vorbereitet finden. Das kann sie nur, wenn unsere akademische Jugend sich nicht mit Tand und scheinbaren Ehrenhändeln abgibt, sondern wenn sie nach den höchsten geistigen Werten und Idealen trachtet."

Die erste Erwartung hat sich inzwischen in manchen Stücken erfüllt. Möge auch die zweite nicht länger auf sich warten lassen!

★

Ende der Amtszeit

Am 31. Oktober 1919 legte ich das Amt der Leitung der Universität in die Hände meines Nachfolgers Erich Brandenburg. Der festliche Akt vollzog sich in den üblichen Formen, hob sich aber durch zwei Besonderheiten von dem sonst mit starrer Gleichmäßigkeit feststehenden Brauche ab, die mir das erhebende Bewußtsein gaben, daß ich mancherlei Mühe und Fährlichkeit nicht umsonst überstanden hatte.

Über den ersten der beiden Vorgänge berichteten die „Akademischen Nachrichten" vom 2. Dezember 1919:

> „Ehrung des Rektors des Studienjahres 1918/19 durch die Regierung.
>
> Es ist Sitte, daß die Dozenten sich am 31. Oktober im großen Sprechzimmer des Augusteums sammeln, um von hier im Festzug, der Rektor und die Dekane an der Spitze, nach der Aula zu gehen. Dieses Mal hatte sich der neue Kultusminister mit eingefunden, um den Festzug als Vertreter der Staatsregierung mitzumachen. Ehe der Zug sich in Bewegung setzte, erbat sich der Herr Minister von Seiner Magnifizenz das Wort zu einer kurzen Ansprache an die Versammlung, in der er ausführte: Es sei der Staatsregierung dieses Jahr ein besonderes Bedürfnis, dem aus dem Amte scheidenden Rektor, Geheimen Rat Dr. Kittel, ihre volle Anerkennung für sein erfolgreiches Wirken im Dienste der Universität

während zweier Jahre, und vor allem für sein tapferes und besonnenes Verhalten in Zeiten höchster Erregung auszudrücken. Da die Staatsregierung über andere Mittel nicht mehr verfüge, wolle sie wenigstens durch den Mund des Ministers Seiner Magnifizenz ihren aufrichtigen Dank angesichts des versammelten Lehrkörpers hiermit aussprechen.

Der also Geehrte erwiderte etwa folgendes: Er sei durch die gütigen Worte des Herrn Ministers ebenso überrascht als erfreut. Indessen habe er nur seine Pflicht getan. Immerhin wolle er gestehen, daß, wenn es ihm gelungen sei, die Zufriedenheit seiner Kollegen und außerdem, wie aus den Worten des Herrn Ministers hervorgehe, auch diejenige seiner Vorgesetzten zu erwerben, ihm dieses Bewußtsein mehr wert sei als der Orden, den der Herr Minister ihm voraussichtlich jetzt verleihen würde — falls er dazu heute noch in der Lage wäre."

In der Aula hielt ich die in den Schriften der Universität gedruckte Abschiedsrede mit dem Bericht über das verflossene Amtsjahr, dem in genau vorgeschriebener Form, alljährlich gleichlautend und gleichverlaufend, die Vereidigung und Einkleidung des neuen Rektors folgte, an die sich dann sofort dessen Antrittsrede anschloß. Hier ereignete sich der zweite, in der Geschichte der Universität wohl unerhörte Zwischenfall. Als ich mich eben anschickte, die zur Rednerbühne führenden Stufen hinabzusteigen, um meinen Platz im Saale einzunehmen, flüsterte mir der neue Rektor, ohne daß ich eine Ahnung dessen hatte, was er beabsichtigte, die Bitte ins Ohr, noch einen Augenblick stehen zu bleiben. Und nun richtete er die folgenden in jenem gedruckten Bericht über den Rektorwechsel gleichfalls festgehaltenen Worte an mich:

„Verehrter Herr Kollege Kittel!

In schwerer Stunde haben Sie sich im Herbst vorigen Jahres auf den Wunsch der Kollegen in opferwilliger Weise bereit erklärt, das Rektorat zum zweitenmal zu übernehmen. Sie haben die Interessen unserer Universität und ihrer Glieder in sturmbewegter, schwieriger Zeit mit männlicher Charakterstärke, mit nie ermüdender Geduld, Umsicht und Ruhe vertreten. Sie haben sich dadurch ein außergewöhnliches Verdienst um unsere Alma mater erworben. Ich darf hoffen, im Sinne aller Kommilitonen zu handeln, wenn ich Ihnen auch in außergewöhnlicher Form an dieser Stelle den Dank der Universität aus vollem Herzen zum Ausdruck bringe."

Daß der Rektor im Namen der gesamten Universität die vorstehenden Worte sprach, bewiesen am selben Tage noch zwei Schreiben, in denen mir spontan, im einen vom ersten Vorsitzenden der Beamtenschaft, im anderen vom Studentenausschuß, gedankt war für das, was ich in den zwei Rektoratsjahren für Universität und Studentenschaft getan hatte.

Noch mehr bewegte mich ein Brief, den ich von einer meiner heimgegangenen Frau besonders nahestehenden Kollegenfrau erhielt. Ich teile ihn mit, obwohl er manchem nicht hierher gehörend erscheinen mag, weil er das Liebste betrifft, was mir das Leben beschert hatte. Er lautete: „Im Laufe dieses Jahres habe ich oft gedacht, wie viel Sorge und Angst Ihrer lieben Frau erspart worden sei dadurch, daß sie Sie nicht hat Ihre schweren, gefahrvollen Wege ziehen sehen. Und doch, wie gerne wäre sie mutig und treu durch alles hindurch mitgegangen. Aber heute, in der großen Stunde in der Aula, ist der Schmerz um sie

wieder einmal groß in mir geworden. Wie stolz und glücklich wäre sie gewesen, diese Stunde, vielleicht die größte in Ihrem Leben, teilen zu dürfen. Darf ich Ihnen das heute sagen, verehrter Herr Geheimrat? ..."

★

Mythus und Geschichte

Meine wissenschaftliche Arbeit hat mir des öfteren Gelegenheit geboten, die Frage der sagen- und mythenbildenden Kraft der Volksüberlieferung zu erwägen, die das Geranke ihrer freibleibenden Phantasie um die Gestalten historischer Personen zu schlingen pflegt. Ich ging dabei immer von der Annahme aus, daß diese Weiterbildung historischer Begebenheiten doch wohl stets einen zwischen der Gestalt selbst und dem um sie sich schlingenden Geranke liegenden Zeitraum von einem oder mehreren Menschenaltern voraussetzen lasse. Ich bin eines Bessern belehrt worden, als wenige Jahre nach der Revolution, ich glaube 1920 oder 1921, eines Tages ein mir bisher nur dem Namen nach bekannter amerikanischer Kollege bei mir erschien mit der Erklärung, er komme von Halle her, wo er einige ihm von früher bekannte Kollegen besucht habe. Er habe von den Herren der dortigen Universität sich erzählen lassen, was für merkwürdige Taten ich während der Revolution verübt und wie ich von der Universität aus mit Kanonen auf die Revolutionäre geschossen habe. Diesen Mann persönlich kennen zu lernen, sei er nach Leipzig gekommen, um so mehr als ich ihm dem Namen nach längst kein Fremder sei. Ich konnte dem verehrten Manne, mit dem mich seither eine innige, auf tiefer Zuneigung gegründete Freundschaft verbindet, hell auflachend erwidern,

daß an dem, was er in Halle gehört habe, kein wahres Wort sei, daß sich aber hier die wunderbare Raschheit der mythenbildenden Kraft und sogar in viel höheren als den sogenannten volkstümlichen Schichten der Bevölkerung bekunde: ich friedsamer Bürger habe nie in meinem Leben eine Waffe geführt, weder Gewehr noch Kanone, wohl aber habe man mir, wenn auch ohne Erfolg, gedroht, die Waffe auf mich abzufeuern.

Daß dieser Fall nicht vereinzelt dastand, zeigte mir bald hernach ein zweites Vorkommnis. Ein mir nahestehender jüngerer Dozent hatte um dieselbe Zeit Gelegenheit, mehrere Tage mit einem größeren Kreis von Studenten verschiedener Semester bei einer Ferienveranstaltung zusammenzusein. Bei der abendlichen Unterhaltung kam die Rede auch auf die Revolution, und die älteren Semester erzählten den Neulingen dieses und jenes Interessante aus jener sturmbewegten Zeit. Daß dabei auch mein Name eine Rolle spielte, war nicht zu verwundern. Wie aber erstaunte mein Gewährsmann, als er einen der Erzähler dem sonst Bekannten die folgende Episode beifügen hörte. Zur Erläuterung muß vorausgeschickt werden, daß das geräumige Amtszimmer des Rektors seinen Eingang für Besucher durch das Vorzimmer erhält. Der hier Eintretende steht in einer Entfernung von etlichen Schritten direkt vor dem Schreibtisch des Rektors, kann aber dessen Gesicht, wenn es zum Lesen oder Schreiben niedergebeugt ist, wegen der senkrechten Rückwand des Schreibtisches nicht sehen. Die Erzählung lautete: Einmal saß der alte Kittel — so nannten mich die Studenten damals im Unterschied von meinem als Privatdozent in Leipzig stehenden Sohn — im Rektorzimmer an dem bekannten Schreibtisch. Da erscheint ein Piket roter Soldaten, die den Auftrag

hatten, den Rektor zu verhaften. Sie treten durchs Vorzimmer ein und pflanzen sich mit geräuschvollem Schritte und mit dem Gewehr laut auf den Boden aufschlagend, zwischen der Tür und dem Schreibtisch auf. „Wir sollen Sie verhaften!" Der Rektor blickt verwundert eine Weile von der Arbeit auf, senkt dann wieder das Haupt und fährt in der Arbeit fort, als wäre nichts geschehen. Nach einer Weile neues Aufschlagen der Gewehre auf den Fußboden. „Wir sollen Sie verhaften!" Der Rektor fährt schweigend und in Seelenruhe in seiner Arbeit fort. Das Spiel wiederholt sich ein drittes Mal mit demselben Erfolg. Schließlich haben die Vertreter der Gewalt es satt und ziehen ab. Der Ohrenzeuge, der diese Geschichte mir erzählte, fragte mich verwundert, ob sie wohl wahr sei, er habe sie doch bisher von mir nie gehört? Ich konnte nur lächelnd an das Beispiel des neuen amerikanischen Freundes erinnern und daraus die Tatsache schließen, daß man weder gestorben zu sein noch einer längst entschwundenen Vergangenheit anzugehören braucht, um Gegenstand der mythenbildenden Dichtung zu werden.

★

Inhalt

Vorbemerkung Seite III.

Ende des ersten Rektoratsjahres S. 1. — Der militärische Zusammenbruch S. 2. — Der politische Umsturz S. 6. — Die rote Fahne S. 13. — Der Rektor und die Studenten S. 22. — Rücktritt des Rektors S. 29. — Verhandlungen mit dem Arbeiter- und Soldatenrat S. 34. — Studentenversammlung S. 38. — In Dresden S. 42. — Der Fall B. S. 46. — Verfolgung Landahls S. 49. — Heiteres Zwischenspiel S. 56. — Vorbereitung der Rektorwahl S. 58. — Die Wahl S. 65.

Das „Wesen der Philosophie" S. 72. — Mißhandlung Professor Weules S. 75. — Eindringen in die Universität S. 79. — Der Generalstreik S. 84. — Zeitweilige Schließung der Vorlesungen S. 90. — Angriff auf die Universität S. 93. — Nächtliche Durchsuchung der Universität S. 101. — Vorzeitiger Abschluß des Zwischensemesters S. 105. — Das Ende der Republik Leipzig S. 109.

König Friedrich August S. 112. — Minister Buck S. 114. — Universitätsreform S. 119. — Studentische Fürsorge S. 131. — Begrüßungs- und Totenfeier S. 137. — Wider den Mordfrieden S. 145. — Der Friede selbst S. 155.

Ende der Amtszeit S. 167.

Mythus und Geschichte S. 171.

★

W. KOHLHAMMER / VERLAG IN STUTTGART

Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament

Herausgegeben von Rudolf Kittel

Zweite Folge

1. Heft: Die Lade Jahves und das Allerheiligste des Salomonischen Tempels.
Von H. Gressmann. 8°. 72 S. 1920. RM. 1.80

2. Heft: Jahvist und Elohist in den Königsbüchern.
Von Immanuel Benzinger. 8°. 76 S. 1921. RM. 1.80

3. Heft: Psalmenstudien.
Von Max Löhr. 8°. 53 S. 1922. RM. 1.20

4. Heft: Das Erkennen Gottes bei den Schriftpropheten.
Von J. Hänel. 8°. 268 S. 1923. RM. 6.60

5. Heft: Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Septuaginta.
Von Johannes Herrmann und Friedrich Baumgärtel.
8°. IV und 98 S. 1923. RM. 3.—

6. Heft: Die Altäre des salomonischen Tempels.
Von Dr. Joh. de Groot. 8°. VIII und 88 S. 1924. RM. 3.60

7. Heft: Die hellenistische Mysterienreligion und das Alte Testament
Von Rudolf Kittel. 8°. IV und 100 S. 1924. RM. 3.60

8. Heft: Texte und Untersuchungen zur vormasoretischen Grammatik des Hebräischen. / I. Masoreten des Westens.
Von Paul Kahle. Mit Beiträgen von Dr. Israel Rabin und 30 Lichtdrucktafeln. 8°. XII, 89, 66 und 27 S. 1927. RM. 16.—

9. Heft: II. Die Transkriptionen von der Septuaginta bis zu Hieronymus.
Von Franz Wutz. 8°. IV und 176 S. 1925. RM. 7.—

10. Heft: Beiträge zur syrischen und jüdischen Geschichte.
Kritische Untersuchungen zur Seleukidenliste und zu den beiden ersten Makkabäerbüchern. Von Walther Kolbe. 8°. IV u. 174 S. 1926. RM. 6.—

11. Heft: Das kultische Problem der Psalmen.
Versuch einer Deutung des religiösen Erlebens in der Psalmendichtung Israels. Von Gottfried Quell. 8°. IV und 160 S. 1926. RM. 6.—

* * *

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Beiträge zur Wissenschaft vom Alten und Neuen Testament

Herausgegeben von Rudolf Kittel

Dritte Folge

1. Heft: Die Probleme des palästinischen Spätjudentums und das Urchristentum.
Von Gerhard Kittel. 8°. IV u. 200 S. 1926. RM. 8.40

2. Heft: Gott und Mensch im Alten Testament.
Von Johannes Hempel. 8°. VIII u. 224 S. 1926. RM. 9.60

3. Heft: Der Heilige Geist in den Lukasschriften.
Von Heinrich von Baer. 8°. VIII u. 220 S. 1926. RM. 9.60

4. Heft: Studien zu Ezechiel und dem Buch der Richter.
Von Siegfried Sprank und Kurt Wiese. 8°. VII u. 74 S. und II u. 61 S. 1926. RM. 7.—

5. Heft: Untersuchungen zum Bundesbuch.
Von Alfred Jepsen. 8°. VIII u. 108 S. 1927. RM. 4.80

6. Heft: Die Überlieferungen von der Thronnachfolge Davids.
Von Leonhard Rost. 8°. IV u. 142 S. 1927. RM 7.—

7. Heft: Textstudien zum Buche Hiob.
Von Georg Richter. 8°. IV u. 92 S. 1927. RM. 4.80

8. Heft: Die Worte der Dämonen im Markusevangelium.
Von Otto Bauernfeind. 8°. VIII u. 104 S. 1927. RM. 4.50

9. Heft: Die Einheit des Tritojesaia (Jesaia 56—66).
Von Karl Elliger. 8°. IV u. 126 S. 1929. RM. 6.—

10. Heft: Die israelitischen Personennamen im Rahmen der gemeinsemitischen Namengebung.
Von Martin Noth. 8°. XIX u. 260 S. 1929. RM. 12.—

11. Heft: Das Gottesvolk im Deuteronomium.
Von Gerhard von Rad. 8°. IV u. 100 S. 1929. RM. 5.40

12. Heft: Der Gott der Väter.
Von Albrecht Alt. 8°. IV u. 84 S. 1929. RM. 3.60

13. Heft: Septuaginta-Probleme.
Von Alexander Sperber. VIII u. 101 S. 1929

University of British Columbia Library

DUE DATE

April 29/74 d.l.c.

APR 23 REC'D

FORM 310

M. 5.—

713312

UNIVERSITY OF B.C. LIBRARY
3 9424 01024 4314